

Lehre und Wehre.

Jahrgang 41.

November 1895.

No. 11.

„Ueber Berechtigung der Kritik des Alten Testaments.“

(Fortsetzung.)

Bei allen Concessionen, welche er der neueren Kritik macht, will Köhler doch das Eine festgehalten wissen, daß man die alttestamentliche Schrift als Wort Gottes gelten lasse. Und hierfür beruft er sich vor Allem auf die Autorität Jesu.

Die Besorgniß, es könne durch Freigebung der Kritik der Nachweis geliefert werden, daß das Alte Testament nicht Gottes Wort sei, beruht auf Unglaube gegen Jesu Wort. Denn wenn Er es uns als solches bezeugt hat, so vermag keine Kritik noch sonst irgend eine Macht den Nachweis zu liefern, daß es dies nicht sei. (S. 65.)

Ich bin mit meinen Gegnern darin eins, daß das Alte Testament als die zwar aus Israel hervorgegangene, aber gottgesetzte Urkunde über den Anfang und den Verlauf derjenigen Geschichte, welche in Jesu Christo ihren Abschluß fand, kraft des Zeugnisses dieses unsers Herrn Jesus Christus Gottes Wort für seine Gemeinde ist und dem mit Heilsverlangen darin forschenden Christen durch den Heiligen Geist als solches bezeugt wird. Eine andere Grundlage für unsern Glauben an das Alte Testament als Gottes Wort und eine sicherere Beglaubigung desselben als solches kenne ich nicht. (S. 59.)

Wer aus hier nicht zu erörternden Gründen mit der urchristlichen Gemeinde davon überzeugt ist, daß Jesus die letzte, vollkommene und abschließende Offenbarung Gottes zu unserm Heile, der absolute Heilmittler ist, für den ist die Autorität Jesu in Dingen des Heiles schlechthin maßgebend. Wenn daher Jesus und im Anschluß an ihn die Apostel die Geschichte Israels als eine Vorbereitung auf sein Kommen in die Welt und die alttestamentliche Schrift als das für die Gemeinde bestimmte Wort Gottes über seine bisherigen Heilsoffenbarungen darstellen, so wird der Christ vermöge seines Glaubens an Jesum dessen gewiß sein, daß dem in der That so ist. Es wird ihm daher keine Darstellung der Geschichte Israels genügen, welche erkennt, daß durch diese Geschichte das Kommen des vollkommenen Heilmittlers in der Person Jesu vorbereitet wurde, oder welche vollends zu dem Ergebniß führt, daß in Jesu die vollkommene Heilsoffenbarung nicht

stattgefunden habe. Desgleichen wird er jedem Resultate kritischer Forschung, welches etwa mit der von Jesu anerkannten Thatfache, daß das Alte Testament das Wort Gottes an seine Gemeinde sei, in unlöslichem Widerspruch stehen sollte, Zweifel entgegensetzen müssen. (S. 7.)

Indeß liegt nun Köhler Alles daran, genau zu bestimmen, in welchem Sinn das Alte Testament, auch nach dem Urtheil Jesu, als Gottes Wort anzuerkennen sei, und in welchem Sinne nicht.

Wollte man dem entgegenhalten, Jesus habe eine Sammlung von Schriften, welche in echt menschlicher Weise entstanden und darum nicht frei von Ungenauigkeiten und Irrthümern sind, und welche in ihrer Geschichtschreibung da, wo der Natur der Sache nach keine wirklichen Geschichtsquellen benützt werden konnten, sogar unverbürgte und unwahrscheinliche Geschichtsüberlieferungen wiederzugeben keinen Anstand nehmen, unmöglich als Wort Gottes hinstellen können, ohne damit Gott selbst zum Lehrer und Beförderer des Irrthums zu machen, so würde man den Sinn, in welchem er das Alte Testament als Wort Gottes anerkennt, in bedenklichster Weise mißverstehen. (S. 23.)

Wäre das Alte Testament ein Codex dogmatischer Lehren, eine Bekenntnißschrift, so wäre bei Zulassung einer historischen Untersuchung seiner Entstehung und seines Inhaltes allerdings zu befürchten, es könnte durch solche Untersuchung eine Unsicherheit über das herbeigeführt werden, was noch Gültigkeit habe und was eine solche nicht mehr beanspruchen könne. Oder wären die alttestamentlichen Geschichtsbücher ausschließlich eine Darstellung von Heilsthatsachen aus der vorchristlichen Zeit, so wäre in der That die Besorgniß gerechtfertigt, daß durch eine historische Untersuchung einzelne Heilsthatsachen sich als geschichtlich zweifelhaft erweisen könnten. Wie aber jetzt anerkannt, nur leider in der Praxis nicht festgehalten zu werden pflegt, daß das Alte Testament als Ganzes nicht das erstere ist, so sind auch die alttestamentlichen Geschichtsbücher, mit denen wir es hier allein zu thun haben, nicht ausschließlich das letztere. Sie stellen vielmehr dar, wie nach der Ueberzeugung des gläubigen Israel Gott es schon von der Welterschöpfung an auf eine ihm in Gehorsam sich hingebende Menschheit abgesehen hatte, wie er dann, als die Menschheit sich immer mehr von ihm entfernte, ein ihm gehöriges Volk, das Volk Israel, schuf und wie unter seiner Leitung dessen Geschichte verlief bis zu dem Zeitpunkte, wo das Gesetz durch Esra und Nehemia zu der beherrschenden Macht in Israel erhoben wurde. Heilsgeschichte ist diese Geschichte insofern, als uns durch deren Darlegung gezeigt wird, wie nach Israels Ueberzeugung durch Gottes Leitung der Geschichte, seine Offenbarungen und sein außerordentliches Eingreifen in die Geschichte diejenige Gemeinde entstand, welche sich durch ihre Unterwerfung unter den ihr im Gesetze offenbarten Gotteswillen sein sonderliches Eigenthum inmitten der Gott nicht kennenden Völkervelt zu sein bewußt war, und welche die geschichtliche Voraussetzung für die in Jesu Christo gegebene volle Heilsvermirklichung bildete. Dadurch aber, daß die in den alttestamentlichen Geschichtsbüchern vorliegende Darlegung hievon durch Israel selbst als die getreueste in seiner Mitte entstandene und als eine schließlich auf Gottes eigene providentielle Fügung zurückzuführende anerkannt wurde, und daß Jesus auch sie zu dem seiner Gemeinde geltenden Worte rechnete und der Apostel auch in ihr eine gottgesetzte Schrift, eine γραφή θεόπνευστος sah, ist

eine schlechthinige Irrthumslosigkeit dieser Geschichtschreibung noch nicht gegeben. Da die alttestamentlichen Geschichtsschreiber ihren Stoff in derselben Weise sich zu verschaffen hatten, wie alle andern Geschichtsschreiber, welche nicht Augenzeugen der Begebenheiten waren, nämlich durch gelehrte Forschung, und da in der heiligen Schrift nirgends gelehrt wird, daß sie durch den Heiligen Geist vor Irrthümern und Fehlgreifen behütet worden seien, so ist die Möglichkeit des Irrthums und Fehlgreifens in dem Verständniß, der Darlegung und Verwendung des aus ihren Quellen gewonnenen Geschichtsstoffes nicht zu leugnen. Eine geschichtliche Untersuchung ihrer Bücher hat darüber zu entscheiden, ob solche Fehlgriffe vorliegen. Und wo sie vorliegen, sind sie um der Wahrhaftigkeit willen offen anzuerkennen. (S. 62. 63.)

Röhler sieht im Alten Testament nur sofern Gottes Wort, als dasselbe Urkunde „der bisherigen Heils offenbarungen Gottes“ ist. Doch auch diese Begriffsbestimmung muß noch weiter restringirt werden. Was die alttestamentliche Geschichtschreibung anlangt, mit der es Röhler in seinem Schriftchen insonderheit zu thun hat, so ist dieselbe nach seiner Auffassung nicht an sich, nicht um der Geschichte willen, die sie darbietet, für Gottes Wort zu achten, sintemal sie viele historische Irrthümer enthält, und sintemal auch gar manche von ihr berichteten Heilsthatsachen historisch zweifelhaft sind. Die „Ueberzeugung des gläubigen Israel“ von Gottes Werken, Führungen, Offenbarungen ist hier maßgebend. Im Grunde ist es „die religiöse Erkenntniß“ der gläubigen Israeliten, welche in der alttestamentlichen Geschichtschreibung, auch in den historisch unverbürgten Erzählungen, einen Ausdruck gefunden hat, was diese Geschichte zu Gottes Wort für die Gemeinde macht. Diese religiöse Erkenntniß soll der Gemeinde zur Belehrung dienen, wie auch zur Richtschnur ihres Handelns und Wandels. Und dies soll auch Sinn und Meinung Jesu sein, wenn er das Alte Testament, speciell auch die alttestamentlichen Geschichtsbücher für Gottes Wort erklärt.

Dagegen aber bildet die religiöse Erkenntniß, welche etwa durch eine alttestamentliche Geschichtserzählung zum Ausdruck kommt, gleichviel ob diese Erzählung größere oder geringere Zuverlässigkeit beanspruchen kann, nach dem Urtheile des nachprophetischen Israel und nicht minder nach dem Urtheile Jesu einen Bestandtheil dessen, was der Gemeinde fortan nach Gottes providentieller Fügung zur Belehrung und Danachachtung dienen, mithin ihr als sein Wort an sie gelten sollte. Mag daher die Vorstellung, welche Israel nach Gen. 1 von dem Werden der Welt auf Grund der von ihm darüber angestellten Reflexionen hatte, eine naturwissenschaftlich unzutreffende sein, so ist doch in der Darstellung von Gen. 1 die religiöse Erkenntniß des Volkes Gottes niedergelegt, daß der eine außerweltliche Gott alles Seiende geschaffen, daß er es geschaffen durch sein Wort und somit allein durch seine freie Willensentschließung, daß er es nach wohlbedachtem, ordnungsvollem Plane, vom Allgemeineren zum Besonderem aufsteigend, geschaffen hat, daß er es mit Abzielung auf den sein Bild an sich tragenden, persönlichen Menschen und insbesondere die Erde für den Menschen geschaffen hat, daß der Mensch schon bei seiner Erschaffung von Gott als Ahnherr eines von ihm

abstammenden Menschengeschlechtes vermeint war, daß Gottes Schöpferthätigkeit auch wieder ihr Ende erreicht hat und somit für Gott, menschlich ausgedrückt, auf die Zeit der Arbeit eine Zeit der Ruhe gefolgt ist (Hebr. 4, 10.). Mag ferner die Darstellung von Gen. 2 noch so anthropomorphisch gehalten sein, so spricht sich darin doch die religiöse Erkenntniß aus, daß nach Gottes Schöpferwillen der Mensch einzigartig auf Erden dasteht und einen Vorzug vor allen übrigen Wesen der Erde besitzt, daß das Weib sich dem Manne unterzuordnen habe (1 Cor. 11, 7—9. 1 Tim. 2, 12. 13.), daß der Mensch sich bei Strafe des Verlustes seiner Fortexistenz dem Willen Gottes zu unterwerfen habe. Mögen gegen die Geschichtlichkeit der Erzählung von Gen. 3 auch noch so viele Bedenken erhoben werden, jedenfalls ist sie ein Beleg dafür, daß nach Israels religiöser Ueberzeugung der dermalige sündhafte Zustand des Menschen nicht der ursprüngliche und normale, sondern ein erst hinterher durch Verfehrung des menschlichen Willens eingetretener ist, und daß Gott, sobald dieser abnorme Zustand bei dem Menschen eingetreten, züchtigend und rettend einzugreifen begann. Der Sintfluthbericht der Genesis zeigt bekanntlich so nahe inhaltliche Verwandtschaft mit den Flutherzählungen anderer Völker in dem vorderen Asien und in Europa, insbesondere aber mit dem sumerisch-babylonischen, daß eine gemeinsame Quelle angenommen werden muß; und die Einzelheiten der Erzählung sind vielfach so unbegreiflich, daß es auch abgesehen von der Verschiedenheit der Quellenströmung, aus der die jekige Erzählung hervorgegangen, in hohem Grade schwierig ist, sie als treue Wiedergabe des geschichtlichen Vorgangs zu begreifen. Gleichwohl prägt sich in dem Fluthbericht die religiöse Erkenntniß Israels aus, daß Gott den Menschen unter Umständen seinen Zorn über die Sünde durch schonungslos dahintrassende Gerichte zu erfahren gibt, und dies gerade zu einer Zeit, wo man sich dessen am wenigsten versieht (Matth. 24, 37—39.), daß seine Gnade aber selbst mitten in den Gerichten über den Seinen schirmend waltet. Und wären selbst alle Erzählungen des Pentateuchs über die Großthaten Gottes während der Wüstenwanderung unhistorisch, so wäre ihnen doch immer noch zu entnehmen, was alles Israel an Macht- und Gnadenerweisungen seines Gottes auf Grund anderweitig gemachter Erfahrungen für möglich hielt. (S. 25—27.)

Hier drängt sich aber nun die Frage auf: Auf welchem Wege gewinnt man aus dem alttestamentlichen Geschichtsstoff, der mit so vielen unechten und unsoliden Bestandtheilen versetzt ist, die Quintessenz, das ist, „Gottes Wort“ oder die „religiöse Erkenntniß Israels“? Und ferner: Ist alle religiöse Erkenntniß der gläubigen Israeliten für uns Christen noch normativ? Und wenn das nicht der Fall ist, welche Erkenntniß ist dann mustergültig? Köhler beantwortet diese Fragen folgendermaßen:

Was ihm (dem Christen) hier erzählt wird, das wird er allerdings einer doppelten Prüfung unterwerfen, einer Prüfung auf seine Geschichtlichkeit, wobei die Wunderbarkeit eines Vorgangs an und für sich noch kein Indicium gegen die Thatsächlichkeit bilden darf, und einer Prüfung des religiösen und sittlichen Gehaltes des Erzählten, wobei der Inhalt des christlichen Glaubensbewußtseins die Norm bildet. Bei dieser letzteren Prüfung kann er bisweilen in den Fall kommen, das ablehnen zu müssen, was die alttestamentliche Gemeinde auf ihrer niedereren Stufe noch glaubte verherrlichen oder wenigstens

ohne Anstoß hinnehmen zu dürfen, wie z. B. die heimtückische Tödtung Sifersas durch Jael (Richt. 4, 17—22. 5, 24—27.) oder Davids grausame Rache an den Moabitern (2 Sam. 8, 2.). Was aber diese Prüfung aushält, dessen freut sich der Christ. (S. 64. 65.)

Hiernach ist es Pflicht nicht nur eines Theologen, sondern überhaupt jedes Christen, die alttestamentlichen Geschichtsbücher einer doppelten Kritik zu unterziehen. Zum Ersten muß er sie auf ihre Geschichtlichkeit hin prüfen und das Historische von dem Unhistorischen absondern. Hat er diesen Proceß vollzogen, dann hat er Kenntniß von den wirklichen Heilsthatsachen und kann daraus Belehrung schöpfen. Zum Andern muß der Christ die vorliegende Geschichte und die religiöse Erkenntniß, welche dieser Geschichte, schließlich auch den sagenhaften Erzählungen zu Grunde liegt, auf ihren religiösen und sittlichen Gehalt hin besehen. Die Norm, nach welcher er zu messen hat, ist sein christliches Glaubensbewußtsein. Hat er so den goldenen Kern aus seiner Schale, auch aus allen Schlacken herausgeklaut, dann freut er sich dieses Ergebnisses und nimmt dasselbe als „Gottes Wort“ hin.

Diese Art und Weise, „Gottes Wort“ aus der alttestamentlichen Schrift zu construiren, ist ein Beweis dafür, daß die modernen Kritiker allen Blick und Sinn für einfache, unzweifelhafte Data, die nicht in ihren Gedankenkreis hineinpassen, schier verloren haben. Gesunde Kritik respectirt nicht nur die geschichtliche, sondern auch die sprachliche Wirklichkeit. Wenn die alttestamentliche Schrift, wie Köhler zugibt, Gottes Wort genannt wird, so kann dies nach gemeinem Sprachgebrauch nichts Anderes heißen, als daß Gott diese Worte und alle diese Worte, die in dieser Schrift geschrieben stehen, geredet hat, natürlich durch Vermittlung der Menschen, welche diese Bücher geschrieben haben. Sind dagegen die Bücher des Alten Testaments, speciell die Geschichtsbücher, von Irrthümern durchwoben, ist nur ein Theil derselben göttliche Wahrheit, so führt derjenige seine Zuhörer oder Leser irre, welcher die alttestamentliche Schrift schlechthin als Wort Gottes erklärt und behandelt. Und wenn man gar die religiösen Ueberzeugungen und Erkenntnisse von Menschen, welche Andern nach Gottes Willen „zur Belehrung und Danachachtung“ dienen sollen, „Gottes Wort“ titulirt und dann diese Bezeichnung auf die Geschichtsschreibung überträgt, in welcher solche Erkenntnisse zum Ausdruck kommen, so ist das eine babylonische Begriffs- und Sprachverwirrung. Ferner wird durch jene „doppelte Prüfung“, welche Köhler von jedem Christen fordert, der Begriff „Wort Gottes“ geradezu zerstört. Heißt und ist die Schrift Gottes Wort, dann ist sie auch die oberste Norm und Instanz. Wir beschuldigen mit Recht den römischen Papst, daß er die Schrift verwirrt, derselben ihr göttliches Ansehen raubt, indem er für sich selbst die unfehlbare Auslegung der Schrift in Anspruch nimmt und sich so als Meister und Richter über die Schrift setzt. Aehnlich verfährt aber jeder „Christ“, welcher nach Köhlers Weisung

die Schrift sondirt und nach seinem Verstand von Geschichtlichkeit und nach seinem „christlichen Glaubensbewußtsein“ festsetzt, was und wie viel von der Schrift solide Wahrheit ist. Derselbe erhebt sein eigenes Ich zur höchsten Norm und annullirt die göttliche Autorität der Schrift, und belügt und betrügt sich selbst und Andere, wenn er das Resultat seiner Kritik als „Gottes Wort“ ausgibt. Wer wirklich ein gläubiger Christ ist, hat eine ganz andere Stellung zur Schrift und freut sich der Schrift in ganz anderer Weise, als Köhler angibt. Ein gläubiger Christ spricht, so oft er sich anschickt, in der Schrift zu suchen und zu forschen: „Rede, Herr, dein Knecht höret“, nimmt Alles, was er da liest, als das an, was es wahrhaftig ist, als Gottes Wort und Rede, nimmt seine eigenen Gedanken unter den Gehorsam der Schrift gefangen, nimmt aus der Schrift Alles heraus, was er glaubt, und regulirt sein christliches Glaubensbewußtsein fort und fort nach der Norm der Schrift und nicht umgekehrt, eben weil die Schrift Gottes Wort ist.

Die Spitze und Krone der widersinnigen Aufstellungen Köhlers bildet die Behauptung, auch Jesus habe die alttestamentliche Schrift in dem eben entwickelten Sinn für Gottes Wort angesehen. Er hat sich aber gar nicht die Mühe gegeben, mit den Aussprüchen des Herrn über das Alte Testament, wie sie in den Evangelien vorliegen, sich auseinanderzusetzen. Wir wollen hier nur in Kürze an etliche der bekannten Dicta Christi, die hierher gehören, erinnern. Daraus wird zur Genüge erhellen, wie grob Köhler mit seiner Deutung des Urtheils Jesu der geschichtlichen Wirklichkeit ins Angesicht schlägt. Christus erklärt wiederholt, daß er gekommen sei, Gesetz und Propheten zu erfüllen, daß er mit dem, was er thue und leide, den Zweck verfolge, daß die Schrift erfüllet werde. Matth. 5, 17. Luc. 18, 31. Matth. 26, 54. Luc. 24, 44. 46. Nachdem er von seiner Person ein gewaltiges Zeugniß abgelegt, beruft er sich zur Bekräftigung desselben auf die Schrift. „Suchet in der Schrift, denn ihr meint, ihr habet das ewige Leben darinnen, und sie ist's, die von mir zeuget.“ Joh. 5, 39. Er stellt Mose und die Propheten, die Schrift als Gnadenmittel hin, durch welches die Menschen zur Buße, zum Glauben, zum ewigen Leben kommen. Luc. 16, 29. Joh. 5, 39. Mit dem allen erkennt er die göttliche Autorität der Schrift, erkennt er die Schrift als Gottes Wort an. Nun, das gibt im Allgemeinen auch Köhler zu. Aber wie? Galt Jesu nur ein Theil der Schrift oder nur eine aus der Schrift ausgezogene Quintessenz als Gottes Wort? Jesus hat dem alttestamentlichen Canon, dem Gesetz Moses, den Propheten, den Psalmen, Luc. 24, 44., also dem Ganzen der alttestamentlichen Schrift das Siegel aufgedrückt. Wenn Jesus an die Schrift appellirt als an die göttliche Autorität, so meint er die Schrift, wie sie Israel vorlag, die ganze Schrift in ihrem vollen Umfang. Wenn er je nach Bedarf, wie z. B. im Kampf mit dem Satan, einmal dieses, einmal jenes Schriftwort ins Feld führt, so zeigt er damit, daß ihm jedes Schriftwort Gottes

Wort ist. Wenn er die Juden auffordert, die alttestamentlichen Schriften zu durchsuchen und zu durchforschen, damit sie ihn, Christum, daraus erkennen, Joh. 5, 39., so geht er von der Voraussetzung aus, daß Alles, was man in diesen Schriften liest, purlautere Wahrheit ist. Die heiligen Schriften Israels sind ihm identisch mit Gottes Wort. Nach Joh. 5, 38. macht er den Juden den Vorwurf, daß sie Gottes Wort nicht bei sich bleibend haben, weil sie nicht an den glauben, den Gott gesandt hat, und wenn er nun fortfährt: Suchet in der Schrift, die zeuget von mir, so setzt er für den Begriff Gottes Wort den andern gleichwerthigen ein, die Schrift, die heiligen Schriften Israels. Nach Joh. 10, 35. citirt Jesus das Schriftwort Ps. 82, 6., in welchem die obrigkeitlichen Personen Götter genannt werden, und fügt hinzu: „und die Schrift kann nicht gebrochen werden.“ Seine Meinung ist die, daß, weil überhaupt die Schrift nicht gebrochen werden kann, so auch jenes eine Schriftwort, und überhaupt jedes einzelne Schriftwort, da es ja Bestandtheil der Schrift ist, unverbrüchliche Geltung hat. Es ist noch zu beachten, was Hengstenberg hier hervorhebt: „Er beruft sich auf die Unverbrüchlichkeit der Schrift nicht in einer Grund- und Wesenslehre, sondern in einer Nebensache, in Bezug auf eine bloße Ausdrucksweise.“ Jedes Wort, jeder Ausdruck der Schrift ist nach Jesu Urtheil, eben als zur Schrift gehörig, absolut bindend und normativ. Es ist eine sonnenklare Thatsache, die jedem einfältigen Bibelleser in die Augen springt, daß Jesus die ganze Schrift, die Schrift in ihrem vollen Umfang und in allen ihren Bestandtheilen als Gottes Wort erklärt und behandelt hat. Und ebenso unanfechtbar ist die andere Thatsache, daß er die alttestamentliche Schrift nicht deshalb Gottes Wort genannt hat, weil dieselbe von Offenbarungen Gottes berichtet oder die religiöse Erkenntniß des gläubigen Israel zu erkennen gibt, sondern aus dem Grund, weil das, was in der Schrift steht, und eben Alles, was darin steht, von Gott geredet ist. Den Sadducäern, welche die Auferstehung der Todten leugneten, bezeugte der Herr: „Ihr irret und wisset die Schrift nicht.“ „Habt ihr nicht gelesen von der Todten Auferstehung, das euch gesagt ist von Gott, da er spricht: Ich bin der Gott Abrahams, und der Gott Isaaks, und der Gott Jakobs?“ Matth. 22, 29. 31. Von dem Schriftwort 2 Mos. 3, 6. bemerkt hier Jesus, daß dies den Israeliten von Gott gesagt sei. Also was wir in der Schrift lesen, das sollen wir nach Jesu Urtheil so ansehen, daß Gott selbst dies zu uns geredet hat. Wenn Jesus so nachdrücklich den Begriff „Schrift“ hervorkehrt, wenn er dem Satan, der ihn versucht, das „Es stehet geschrieben“ entgegensetzt, so bezeugt er aufs deutlichste, daß das, was geschrieben steht, und eben deshalb, weil es geschrieben steht, göttliche Würde und Autorität besitzet. Was geschrieben ist, das gilt eo ipso, das ist gewisse Wahrheit, das hat bindende Kraft, eben weil das alles, was geschrieben steht, aus Gottes Herz und Mund geflossen ist. Und was schließlich die Stellung des Menschen zur Schrift anlangt, so fordert Christus von uns,

daß wir in der Schrift suchen und forschen, nicht zu dem Zweck, um auszufinden, was davon wahr und gültig ist, und was nicht, sondern damit wir den Inhalt der Schrift recht fassen und uns zueignen, damit wir in der Schrift Christum finden und aus der Schrift das ewige Leben gewinnen. Christus will, daß wir Mose und die Propheten hören, der Schrift glauben, unbedingt glauben als der obersten Norm. So urtheilt unser Herr Jesus Christus von der göttlichen Autorität der alttestamentlichen Schrift. Wer das nicht sieht und erkennt, der muß zerrüttete Sinnen haben. G. St.

(Schluß folgt.)

(Eingesandt auf Beschluß der Pastoralconferenz von Südost-Missouri.)

Vom Privatstudium des Pastors.

(Fortsetzung.)

2. Das Nöthigere. Doch mit dem Studium der Schrift ist nach Gottes Wort unser Privatstudium noch nicht erschöpft. Gottes Wort weist uns gerade beim Schriftstudium, aus dem alles für unser Amt eigentlich herkommen muß, auf den Gebrauch der Gaben, mit welchen der Heilige Geist treue Kirchenlehrer geziert hat, und auf die Benutzung ihrer Arbeiten hin. Weil wir zu Irrthümern geneigt, an Erkenntniß sehr schwach und mangelhaft, an Vorurtheilen und Lieblingsmeinungen hingegen sehr reich sind, weil uns der klare Ueberblick über die gesammte Schrift fehlt, so sollen wir die fleißigen Vorarbeiten rechtgläubiger Kirchenlehrer auch treulich benutzen. Gott hat nicht umsonst hervorragende Lehrer erweckt, welche der Kirche für alle Zeiten bis zum jüngsten Tage gedient haben. Durch ihren Dienst wird unser Studium erleichtert und gefördert. Paulus sagt 1 Cor. 14, 32.: „Die Geister der Propheten sind den Propheten unterthan“, das heißt, die Lehrer, welche die Schrift auslegen, richten sich im Gebrauche dieser ihrer Gabe willig nach dem Urtheile anderer rechtgläubiger Kirchenlehrer, welche von Gott mit Schriftauslegung begabt sind. Das gehört zur Demuth, daß man sich nicht für gescheiter als unsere großen, rechtgläubigen Kirchenlehrer hält. Das gehört auch zur christlichen Ordnung, daß keine verschiedenen Meinungen und Redeweisen in der Kirche einreißen, zur Einmüthigkeit des Glaubens, zum Frieden der Kirche. Wo man von der Lehre der Kirche abweicht, entsteht Aergerniß, Zertrennung, Unfriede, und zwar gerade dadurch, daß man etwas Neues, Besonderes, Eigenes, ganz Selbstständiges, was noch nie dagewesen war, aufbringen will. Welch ein Jammerbild bieten doch die deutschen Landeskirchen, in denen womöglich jeder Professor der Theologie ein eigenes System und eine eigene theologische Richtung und Schule aufrichten will! Luther macht zu obigem Spruche 1 Cor. 14, 32. die Randglosse: „Etliche meinen, weil sie den Verstand und des Geistes Gaben haben, sollen sie niemand weichen noch schweigen, dar-

aus denn Secten und Zwietracht folgen.“ Nach den rechten Lehrern sollen wir die Ergebnisse unserer Studien prüfen und beurtheilen, namentlich nach den Bekenntnißschriften unserer Kirche und nach Luthers Schriften. Dieselben stehen obenan unter dem Nöthigeren, welches nach der Schrift am allermeisten zu studiren ist.

Dr. Walther: „Weit entfernt daher, daß der Apostel mit der Ermahnung: ‚Halte an mit Lesen‘, nämlich in der Schrift, anzeigen sollte, daß ein Prediger sich also keine Zeit nehmen dürfe, auch andere, menschliche Schriften zu lesen, so fordert er ihn vielmehr durch das Wort: ‚Halte an‘ auch dazu auf das ernstlichste auf. Bedenket: deutlich spricht der Apostel an einer andern Stelle: ‚Können sie alle auslegen?‘ Er will sagen: Nein! denn andermwärts setzt er hinzu: ‚Einem wird gegeben durch den Geist zu reden von der Weisheit; dem andern wird gegeben zu reden von der Erkenntniß, nach demselbigen Geist; einem andern Weissagung‘, das ist Schriftauslegung. Nun sagt aber derselbe Apostel, daß die dem Einzelnen geschenkten Gaben gegeben seien ‚zum gemeinen Nutz‘, und St. Petrus schreibt: ‚Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes.‘ Sollen aber hiernach die Begabten mit allen ihren Gaben, also auch mit der Gabe der Auslegung, uns dienen, so sollen wir uns auch von ihnen damit dienen lassen. Vergeblich rühmt sich daher der Prediger seines eifrigen Lesens in der heiligen Schrift, welcher dabei seine eigenen Gaben gebrauchen, aber die Schätze der Auslegung, des rechten Schriftverständnisses und des rechten Schriftgebrauchs, unbenutzt liegen lassen will, die Gott schon seiner Kirche in den Schriften eines Augustinus, eines Luther, eines Chemnitz, eines Gerhard und anderer reichbegabter Lehrer geschenkt hat. ‚Halte an, halte an mit Lesen‘, spricht der Apostel und schließt damit den treuen und eifrigen Gebrauch der Hülfsmittel ein, die einem Prediger zu Gebote stehen, die Speisekammern und Waffenlager der Schrift zu erschließen und immer tiefer in sie einzudringen. Der Apostel bezeugt hiermit einem jeden Diener der Kirche, daß er, nachdem er in das Amt zu lehren eingesetzt ist, nun nicht etwa aufhören solle, lernen zu wollen, sondern gerade dann unausgesetzt um so treuer und eifriger fortlernen und fortstudiren müsse in der heiligen Schrift und darum zugleich in allen den Schriften, die den Schlüssel zur Schrift und ihrer Anwendung ihm darreichen. Der Apostel nimmt keinen aus. Mag ein Prediger bereits eines Timotheus Erkenntniß erreicht haben, und wie Apollo bereits ein beredter Mann und mächtig in der Schrift sein, oder schwach an Erkenntniß und Gabe; mag er ein Amt haben in einer Weltstadt oder in einem verachteten Bethlehem; mag die ihm anvertraute Gemeinde eine volkreiche, aus Menschen aller Stände zusammengesetzte, oder eine kleine, aus wenigen einfältigen Seelen bestehende sein; mag er in der Kirche ein hohes oder ein niederes Amt bekleiden: einem jeden ruft der Apostel zu: ‚Halte an mit Lesen.‘“ (Brosamen, S. 334.)

Der guten Bücher, welche uns zur rechten Schriftauslegung, zum rechten Schriftverständniß und zum rechten Schriftgebrauch dienen, gibt es nicht allzuvieler. Die Auswahl ist nicht so groß, als viele meinen. Darum braucht sich niemand durch die Vorstellung, daß er eine große Masse von Schriften durcharbeiten habe, vom Privatstudium der Schriften guter Kirchenlehrer abschrecken zu lassen. Aber das Eine ist auch bei ihnen zu bedenken, daß Gottes Wort über ihnen steht; wo die Kirchenlehrer geirrt haben, sollen wir ihnen nicht unterthan sein.

Dr. Luther in der Vorrede zu Wenceslaus Linfs Annotationes in die fünf Bücher Moses, 1543, schreibt: „Daß aber etliche sagen, wiewohl auch Salomo selbst sagt, Ecclesiastes am letzten (Pred. 12, 12.): Des Bücherschreibens ist zu viel, wer kann sie alle lesen? ist recht und wohl geredet; soll aber verstanden werden von meinen und meinesgleichen unzeitigen Büchern, die entweder noch nicht genug gelehrt und erfahren sind, oder nicht den Namen des HErrn (wie Mose), sondern ihren eigenen Namen preisen wollen; nicht dahin sehen, wie die Kirche ihrer Lehre gebessert oder die Schrift erklärt werde, sondern, wie sie da mögen auf dem Markt feil stehen und gerühmt werden; welchen es zuletzt geht, wie mit dem unzeitigen Obst, welches unter den Bäumen die Säue fressen, ehe es halb reif wird. Wie wir diese dreißig Jahre sehr viel Bücher gesehen, deren doch keins mehr im Gedächtniß oder vorhanden ist; der guten Bücher aber ist noch nie keinmal zu viel gewesen, und noch nicht.“

Und weiterhin sagt Dr. Luther in derselben Vorrede: „Ob aber denselben guten treuen Lehrern und Forschern der Schrift zuweilen auch mit unterfiel Heu, Stroh, Holz und nicht eitel Silber, Gold und Edelgestein bauen; so bleibt doch der Grund da; das andere verzehret das Feuer des Tages, wie St. Paulus sagt (1 Cor. 3, 12. 13.) und Mose (3 Mos. 26, 10.): Ihr sollt von dem Firnen essen (von dem Alten); und wenn das Neue kommt, das Firne weghun (dem Neuen Platz machen). Denn also thun wir auch mit etlichen Schriften, als Magistri Sententiarum, Augustini, Gregorii, Cypriani, und schier allen Lehrern. Darum ist's recht und wohl gethan, wem die Gnade gegeben ist, daß er sich um die Schrift mit rechtem Ernst annimmt, zu forschen und zu suchen, und was ihm Gott Gutes eingibt, den andern auch durch Bücher mittheilen, und also die Schrift helfen auslegen und die Kirche bessern, nach der Regel 1 Cor. 14, 46. Denn es soll alles zur Besserung der Kirche, das ist, zu Gottes Ehre geschehen, daß wir mit Mose den Namen des HErrn preisen.“

Luther konnte von seiner Zeit, in welcher nach langer Finsterniß das Evangelium wieder auf den Plan kam, mit Recht schreiben, daß die alten Schriften den neuen Platz machen sollten. Von unserer Zeit gilt zumeist das Umgekehrte. Es wäre sehr zu beklagen, wenn unter uns die großen, alten Kirchenlehrer den Schriften der modernen Theologen weichen würden. Dann würden wir bald von der alten, lauterer Wahrheit abkommen.

Dr. Walther hebt im obigen Citat aus den guten und nützlichen Büchern den gewaltigsten Lehrer zwischen der Zeit der Apostel und der Reformation, den Kirchenvater Augustinus, hervor, und aus der Zeit der Reformation und später Luther, Chemnitz und Gerhard, und wir heben aus unserer Zeit Dr. Walther selbst hervor. Beim Studiren der Schriften dieser und anderer hervorragender Kirchenlehrer tragen wir, mit der Feder in der Hand, nach und nach in unsern Commentar, in unsere dogmatischen, pastoralen und homiletischen Sammlungen ein, was uns neuen Aufschluß über eine Schriftstelle, eine Lehre, eine Amtspraxis oder Predigtgedanken gibt. So wächst unser Material zum steten Gebrauch, zum steten Nachschlagen und zur steten Verwerthung heran.

Auch bei unserer wichtigsten Arbeit, der Vorbereitung auf unsere Predigten, gilt es, von den Kirchenlehrern zu lernen und ihre Predigten recht zu verwerthen, ohne sie bloß nachzuplappern und dann ihre Arbeit für unsere eigene Arbeit auszugeben. Christian Chemnitz schreibt darüber: „Hier wird gefehlt, erstens in excessu, da einige ganze Predigten abschreiben; zweitens in defectu, da einige die Arbeiten anderer gänzlich verachten und ihre eigenen schwachen Meditationen einzig und allein bewundern. Daher rathen wir erstens, daß man gute Commentare und Postillen zu Rathe ziehe und aus denselben sowohl den richtigen Sinn als auch einen Vorrath von Gedanken entnehme; zweitens, daß man, wo man einen Mangel bei sich spürt, auch etwas freier der Arbeiten anderer sich bediene, was, wie wir meinen, ohne Rüge geschehen kann, bis man selbst einigermassen erstarkt ist.“

Unter allen Schriften hervorragender Kirchenlehrer stehen für uns die Schriften Dr. Luthers obenan. Luther ist der in der Schrift geweissagte Kirchenreformer, also unser zuverlässigster Kirchenlehrer unter allen, welche nicht unmittelbar, wie die Apostel und Propheten, erleuchtet waren. Der Ausspruch des Altortfischen Professors Dr. Christoph Sonntag († 1717) ist ein lutherisches Sprüchwort geworden: „Quo propior Luthero, eo melior theologus.“ In seinem Pastorale, S. 10 ff., führt Dr. Walther einen ganzen Kranz von herrlichen Zeugnissen aus Freundes- und Feindesmund dafür an, wie wichtig das Studium der Schriften Luthers sei. Dr. Walther selbst setzt dann hinzu: „Luthers Werke sind eine fast unerschöpfliche Fundgrube für alle Zweige der Theologie, sie sind eine so reiche Schatzkammer, daß sie wohl allein eine große Bibliothek ersetzen, aber durch keine noch so große Büchersammlung ersetzt werden können.“ Luther, als der von Gott geweissagte und zubereitete Reformator der Kirche, ist durch Gottes Gnade vor Irrlehren verwahrt geblieben, selbst die ihm noch anflebenden Schwachheiten in seinen ersten Schriften hat er in späteren Schriften selbst zurechtgestellt. Denen, die an Luther zu tadeln finden, antwortet

Lehre und Wehre: „Daß sich heutzutage manche Gelehrte und Ungelehrte für Luthers Meister ansehen, das beweisen die mancherlei tadelnden Urtheile, die gelegentlichen Verdächtigungen und Seitenhiebe, die bei

Unwissenden um so schädlicher wirken, je mehr solche Tabler sich das Ansehen zu geben wissen, als wenn sie sonst die größten Verehrer Luthers wären. Wenn sie mir nachweisen können, daß sie die sämmtlichen Schriften Luthers also studirt haben, daß sie über alles, was zu den einzelnen Disciplinen gehört, Rede und Antwort geben können, wo und wie Luther davon redet, und wenn sie nächstdem darthun, daß sie sich alles das Gute in der Lehre und Lehrweise Luthers, was sie selbst dafür erkennen, möglichst angeeignet haben, so will ich dann auch über Luthers vorgebliche Fehler mit ihnen in Unterhandlung treten und bin aus eigener Erfahrung im Voraus überzeugt, daß sie in den meisten Fällen ihre Urtheile zurücknehmen oder doch mildern und solche Kleinigkeiten als einzelne Sandkörnchen im guten Brode ansehen werden, die man daraus entfernt, ohne sich dadurch den Genuß des Brodes verleißen zu lassen. O wie glücklich wären wir, wenn in den Schriften namentlich der neueren Theologen nicht mehr solcher Sandkörnchen vorkämen, als man etwa in den Schriften Luthers findet.“ (Jahrg. 6, S. 17.)

Wie das fruchtbare Lesen der Schriften Luthers anzustellen ist, darüber ist eine Abhandlung Dr. Walthers in „Lehre und Wehre“, Jahrg. 33, S. 305 erschienen, deren erste Thesis lautet: „Um Lust und Liebe zum Lesen und Studiren der Schriften Luthers zu bekommen, ist vor allen Dingen nöthig, daß man sich lebendig vergegenwärtige, daß Luther nicht zu den gewöhnlichen reinen Theologen zu rechnen ist, sondern der von Gott selbst auserwählte Reformator der Kirche und Offenbarer und Umbringer des Antichrists war. (2 Theß. 2, 8. Offenb. 14, 6. 7.).“ — Dr. Walther zeigt dann zuerst, in welcher Reihenfolge Luthers Schriften zu lesen sind, und darnach, wie sie zu verwerthen sind. Besonders wichtig sind die Thesen 13 bis 17, die nicht genug beherzigt werden können. Die 13. Thesis lautet: „Man bemühe sich nicht, Luthers Schriften, die man liest, vollständig zu excerpiren, sondern bemerke nur das, was Einem darin einen wichtigen Aufschluß gegeben hat, sei es in der Exegese, oder in der Dogmatik, oder für die Predigt, oder die Biblische und Kirchengeschichte. Man mache sich Ueberschriften dazu mit genauer Angabe, wo das Betreffende steht und aus welcher Zeit es stammt. Mindestens bemerke man die Stelle, die man nicht vergessen will, durch Unterstreichen derselben, oder durch ein Ausrufungszeichen am Rande und dergleichen, es sei denn der Passus kurz und zeichne sich auch durch herrliche Form aus; dann notire man ihn nach dem Wortlaut. Man sammle sich insonderheit die zahllosen Axiomata, geflügelten Worte, Canones, Sprüchwörter und dergleichen, die oft eine ganze Welt göttlicher Gedanken enthalten. Stellen, in die man sich schlechterdings nicht finden kann, bezeichne man mit einem Fragezeichen, oder schreibe sie auf einen Zettel und bringe sie mit auf die Conferenz.“

Zu dieser Thesis wurden folgende Bemerkungen hinzugefügt: „Das ausführliche Excerpiren Luthers ist nicht besonders fruchtbringend, denn

Luther arbeitet nicht so, daß er in strenger Gedankenreihe vorwärts ginge, sondern stürmt gleichsam en brigade voran. Darum wird man beim Exercipiren oft Stellen ausschreiben, die gar nicht von Bedeutung sind, wenn man sie aus dem Zusammenhang nimmt. Man arbeite nach Vorschrift der Thesis. Besonders kurze Passus sind oft darum so herrlich, weil bei Luther, wenn er sich in eine Sache hineingelebt hat, Worte und Inhalt wie Leib und Seele sind, die nicht ohne einander sein können. — Durch die Randstriche kann man sich ohne viele Mühe in kurzer Zeit einen großen Schatz sammeln. — Man schone sein Lutherexemplar nicht zu viel. Wer in seinem Leben eine Erlanger Ausgabe verbraucht, hat nichts verschwendet. — Die Stellen, in welche man sich absolut nicht finden kann, enthalten oft die tiefsten theologischen Gedanken. Wenn man auf solche Stellen kommt, soll man nicht ruhen, bis man ihren Inhalt ergründet hat. — Als eine besondere practische Beihülfe zum Lutherstudium ist ein ‚Index Rerum‘ zu nennen.“

Die 14. Thesis lautet: „So oft man auf eine schwierige theologische Frage stößt, suche man mit Hülfe des Spruch- und Sachregisters zu Luthers Werken aus Luther Aufschluß darüber zu erhalten aus allen betreffenden Stellen.“

Bemerkungen dazu: „Das muß man sich zum Gesetz machen. Ein lutherischer Prediger sollte doch wissen, wie Luther über wichtige theologische Fragen urtheilt. Er ist kein Orakel, aber sein Urtheil ist für uns von äußerster Wichtigkeit. Man lese alle Stellen nach, wo er auf den betreffenden Gegenstand kommt. Wer das fleißig thut, wird Luther bald liebgewinnen und erkennen, daß er keinen besseren Rathgeber finden kann. Wer es nicht thut, nützt Luther nicht aus.“

Die 15. Thesis lautet: „Man mache sich eine Sammlung solcher Stellen, welche man in seinen Predigten citiren will. Es müssen das aber solche sein, die ebenso wichtig an Inhalt als classisch im Ausdruck sind. Die bloße Berufung auf Luthers Meinung ist gefährlich, indem man damit den Schein erzeugt, man verlange Glauben auf Luthers Autorität hin. Die Sache muß der Prediger schon aus Gottes Wort erwiesen haben, und Luther dann als Zeuge auftreten.“

Bemerkungen hierzu: „Es genügt nicht, daß man bei einer schönen Stelle sich vornimmt, dieselbe zu benutzen, sondern man muß sie ausschreiben, am besten in ein besonders für diesen Zweck bestimmtes Büchlein. Solche Stellen machen einen außerordentlichen Eindruck auf die Leute. Freilich müssen es auserlesene Stellen sein, bei denen Inhalt und Form sich an Verstand und Herz des Zuhörers wenden. Man sollte es mit den Citaten aus Luther machen, wie mit Viederverfen, die man auch nicht eher citirt, bis man den Gedanken auf die Spitze getrieben hat; dann kommt das Citat als kräftiger Abschluß.“

Die 16. Thesis lautet: „Man hüte sich, sich an Luthers einfältiger Sprache, oder an Tautologieen, oder an scheinbaren Widersprüchen zu stoßen.

Luthers Sprache mußte einfältig sein; er war berufen, nicht die gelehrte Welt, sondern das Christenvolk zu reformiren. Die angeblichen Tautologien sind beabsichtigte Mittel, die Wahrheit dem Leser deutlich zu machen und recht ins Herz zu treiben. Die getadelten Widersprüche sind entweder nur scheinbare, oder erklären sich damit, daß Luther nicht die volle Wahrheit auf einmal wie durch einen Zauberschlag erhalten hat.

Bemerkungen hierzu: „Es ist eine große Blindheit, wenn man sich an Luthers einfältiger Sprache stößt. Was hülfte es dem Volke, wenn es in hohen Worten bekäme, was Luther gibt? Was schadet es aber den Gelehrten, wenn es auch ihnen in einfacher Form vorgelegt wird? Es war Luthers höchstes Princip, daß er verstanden sein wollte. — Durch das öftere Wiederholen derselben Sache (Tautologie) mit etwas andern Worten will er endlich die Wahrheit in Verstand und Herz hineinbringen. Darüber sagt J. J. Rambach: „Es ist wahr, wenn Luther auf einen wichtigen Punkt kommt, so kann er sich nicht damit begnügen, daß er denselben einmal vorstellt, sondern er pflegt ihn öfters hintereinander zu wiederholen und einzuschärfen; aber eben darin besteht seine Meisterschaft, daß er einerlei Sachen immer mit andern Worten auszudrücken weiß, so daß man also seine Wiederholungen keineswegs für leere und überflüssige Tautologien halten kann, sondern vielmehr vergleichen muß mit den oft wiederholten Schlägen eines Hammers, dadurch der Nagel desto tiefer in die Wand eingetrieben wird.“ (Vorrede zu Luthers Predigten von der Liebe 2c. über 1 Joh. 4, 16—18.) — Ueber die Widersprüche in seinen Schriften spricht sich Luther selbst aus, Walch XVI, 1119 f.“

Die 17. Thesis lautet: „Man mache es sich zur Regel, jeden Tag etwas in Luthers Schriften zu lesen, und flüchte sich in dieselben sonderlich, wenn man sich trocken, müde, verzagt, traurig, rathlos und elend fühlt, und wähle dann besonders die Briefe zu seiner Aufweckung, Stärkung und Erquickung. Man mache sich mit seiner Lutherausgabe so bekannt, daß man jede Schrift ohne viel zeitraubendes Nachschlagen finden kann.“ Dr. Walther gab den Rath, man solle fleißig bei der Predigtvorbereitung seinen Katechismus treiben, auch die kernigen, einschlägigen Gesangbuchlieder ansehen. Und Luther, welcher von sich selbst bekannte, daß er des Katechismus Schüler bleibe, schreibt: „Die besten und nützlichsten Lehrer und den Ausbund halte man die, so den Katechismus wohl treiben können, das ist, die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser recht lehren. Das sind seltsame Vögel. Denn es ist nicht groß Ruhm noch Schein bei solchen, aber doch großer Nug. Und ist auch die nöthigste Predigt, weil darinnen kurz begriffen ist die ganze Schrift, und kein Evangelium ist, darin man solches nicht lehren könnte, wenn man nur thun wollte und des gemeinen Mannes annehmen zu lehren.“ (Porta, Pastorale Lutheri, p. 126.)

Zu dem Nöthigeren unsers Privatstudiums gehört aber nicht bloß das Durchforschen der Schriften hervorragender Kirchenlehrer, sondern auch die

Kenntniß und Widerlegung der Irrlehren. Wir sollen nicht bloß lehren, sondern nach Gottes Wort auch wehren. Wir haben nicht bloß für uns selbst und für andere die göttlichen Wahrheiten zu erlernen, sondern müssen auch die denselben entgegenstehenden Irrthümer kennen lernen, um sie strafen und widerlegen zu können, besonders diejenigen Irrthümer, welche in unserer Zeit im Schwange gehen und unsere Gemeinden im hiesigen Lande und unter hiesigen Verhältnissen bedrohen. Das Studium der Streitigkeiten in der Kirche gehört zu dem Nöthigeren, damit wir unserm Amte gerecht werden können. Daß dasselbe zwar nicht auf gleicher Stufe mit dem Schriftstudium steht, aber neben demselben in zweiter Reihe einhergehen muß, sagt

Hartmann in seinem Pastorale Evangelicum: „Reineswegs dürfen wir die Meinung hegen, daß wir bei der Beschäftigung mit den Streitigkeiten uns beruhigen sollten, sondern mit den wissenschaftlichen Studien muß man das Praktische verbinden; das eine arbeitet dem andern in die Hände. Wer sich nicht beider befleißigt, wird dem heiligen Amte nicht gewachsen sein. Jene erleuchten und kräftigen die Erkenntniß und machen einen Pastor stark, diese nähren und üben die Frömmigkeit. Mit jenen stopfen wir den Kezern den Mund, mit diesen erbauen wir das Volk Gottes zur Seligkeit. Beides liegt dem Pastor ob, daß er die Wölfe verjage und die Schafe weide. Jenem dienen die wissenschaftlichen Studien, diesem die praktischen. Durch jene wird ein Pastor gelehrter, durch diese gottseliger. Das Studium der Streitigkeiten machen uns die Kezer nöthig, aber Gott das Studium der Frömmigkeit, als das unerläßlich nothwendige. Wenn diejenigen, welche die Grundlehren und fast alles Practische als gewöhnlich, leicht und alltäglich, vernachlässigen und sich indeß mit subtileren Fragen und verwickelteren Streitigkeiten abmühen, nachher zum Predigen kommen, gefallen sie sich selbst allerdings nur zu sehr, aber bei allen Verständigen pflegen sie Lächeln oder Mitleiden zu erregen: Lächeln nämlich, wenn sie beim geringsten Anlaß über irgend einen nicht gerade dahin gehörigen Streitpunkt mehr Worte machen als nöthig ist; Mitleiden aber, wenn sie von practischen Dingen reden wollen, und, wie in eine andere Welt versetzt, trocken und langweilig werden.“

Der Nutzen des Studiums der Lehrstreitigkeiten ist vor allem der, daß wir größere Klarheit und Genauigkeit in der Lehrdarstellung erlangen und die uns anvertrauten Seelen immer besser vor Irrthümern warnen, die Feinde der Wahrheit aber immer schlagender zurückweisen können.

Dr. Walther: „Wir leugnen nicht, daß die Kirche gerade von den Kezern, die in ihr von Zeit zu Zeit aufgestanden sind, den großen Nutzen gezogen hat, daß sie gelernt hat, was sie glaubt, immer bestimmter und unzweideutiger auszusprechen. Wie viel bestimmter reden z. B. die rechtgläubigen Lehrer von Christi Person nach den siegreichen Kämpfen mit den Ariern, Semiarianern, Nestorianern und Eutyhianern, wie viel accurater

vom freien Willen nach den pelagianischen und semipelagianischen Streitigkeiten, wie viel klarer von der Rechtfertigung, von Kirche, Amt und Kirchengewalt nach dem großen Reformationskampf wider das Papstthum, wie viel schärfer von den Gnadenmitteln des Wortes und der heiligen Sacramente nach den zurückgeschlagenen Angriffen des Zwinglianismus, Calvinismus, Anabaptismus und verwandter Schwärmerei.“

Was nun speciell unsere Zeit und unsere hiesigen Verhältnisse betrifft, so haben wir zum Studium des Nöthigeren vor allem zu rechnen Dr. Walthers Schriften, unsere Synodalberichte, „Lehre und Wehre“, und den „Lutheraner“. In diesen Schriften haben wir fast alles beisammen, was wir neben Luther gebrauchen. Theils stellen sie uns Luthers Lehre ins klare Licht und führen uns in dieselbe hinein, theils ergänzen sie, was besonders für unsere Zeit zu bedenken ist. In denselben finden wir alle Sprüche, welche *sedes doctrinae* sind, ausgelegt, alle Schriftlehren klar dargelegt und alle Irrlehren verworfen, die von Gott geforderte Amtspraxis beleuchtet und den siegreichen Kampf gegen alle inneren und äußeren Feinde der Kirche geführt. In diesen Schriften ist der volle Reichthum des Segens aufgespeichert, welchen Gott noch einmal vor dem Ende der Welt über seine rechtgläubige Kirche ausgegossen hat. In diesen Schriften tritt uns die rechte Gestalt der Freikirche in ihrer Einmüthigkeit des Glaubens und der Lehre und in ihrer schriftgemäßen Praxis so einzigartig und herrlich entgegen, daß sich die Kinder Gottes nicht genug darüber verwundern, die Feinde der Kirche aber nicht genug dawider toben können. Diese Schriften bilden für sich eine unersetzbare Bibliothek.

(Schluß folgt.)

Die Antwort der Concordienformel auf die Frage, über welche göttlichen Eigenschaften die *communicatio idiomatum* in Christo sich erstrecke.

Es ist bekannt, daß man in älterer und in neuerer Zeit bei der Darstellung der Lehre von den beiden Naturen in Christo und der Mittheilung der Eigenschaften von mitgetheilten und nichtmitgetheilten göttlichen Eigenschaften geredet hat. Man hat wohl gesagt, der menschlichen Natur Christi seien zwar die transitiven oder operativen Eigenschaften der göttlichen Natur mitgetheilt, die intransitiven oder quiescirenden hingegen nicht, da durch Mittheilung der letzteren, wie der Ewigkeit und Unermeßlichkeit, die Wirklichkeit der menschlichen Natur, ihre Menschlichkeit und Creatürlichkeit aufgehoben worden wäre. Macht man nun damit Ernst, daß Gottes Eigenschaften eben Gottes Wesen sind, daß Gottes Wesen nicht theilbar ist, daß wo Gott ist, er eben ganz ist, und bleibt man bei dem Wort Col. 2, 9.,

daß in Christo die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt, so wird man auf die Frage, über welche göttlichen Eigenschaften sich die *communicatio idiomatum* in Christo erstrecke, antworten müssen: auf alle. Eine theilweise geschehene Mittheilung der göttlichen Eigenschaften an die menschliche Natur lehren, heißt eine Theilbarkeit in Gott setzen und das Wort Col 2, 9. abschwächen. In diesem Sinne hat denn auch unsere Kirche in ihrem Bekenntniß Stellung zu dieser Frage genommen. Die Concordienformel spricht sich darüber so klar aus, daß man nicht im Zweifel zu sein braucht, was in diesem Stücke lutherische Lehre sei.

Im achten Artikel, der „von der Person Christi“ handelt und besonders die Lehre von der persönlichen Vereinigung und der Mittheilung der Eigenschaften in Christo den vorgefallenen Irrthümern gegenüber ausführt, findet sich die Unterscheidung zwischen operativen und quiescirenden Eigenschaften Gottes nicht. In der Epitome wie in der Solida Declaratio werden, nachdem zuerst von der Vereinigung der beiden Naturen in Christo die Rede gewesen und von denselben gesagt ist, daß sie nicht in ein Wesen vermengt sind, nicht die eine in die andere verwandelt ist, „die Eigenschaften göttlicher Natur“ und „die Eigenschaften menschlicher Natur“ aufgeführt. Von den göttlichen Eigenschaften heißt es Epit. Art. VIII, S. 545: „Die Eigenschaften göttlicher Natur sind: allmächtig, ewig, unendlich (*aeternam, infinitam*) nach Eigenschaft der Natur und ihres natürlichen Wesens, vor sich selbst, allenthalben gegenwärtig sein, alles wissen *zc.*, welche der menschlichen Natur Eigenschaften nimmermehr werden.“ Und in der Solida Declaratio, Art. VIII, S. 676: „Also glauben, lehren und bekennen wir, daß allmächtig sein, ewig, unendlich, allenthalben zumal, natürlich, das ist, nach Eigenschaft der Natur und ihres natürlichen Wesens für sich selbst gegenwärtig sein, alles wissen sind wesentliche Eigenschaften der göttlichen Natur, welche der menschlichen Natur wesentliche Eigenschaften in Ewigkeit nimmermehr werden.“ Da finden wir also Eigenschaften jener beiden Klassen in derselben Reihe, Allmacht und Allwissenheit, Ewigkeit und Unendlichkeit. Die *communicatio idiomatum* ist dem Bekenntniß nach nicht die Mittheilung nur einer Art göttlicher Eigenschaften, sondern die „wahrhaftige Gemeinschaft der Eigenschaften der Naturen“, wie Sol. Decl. Art. VIII, S. 680 f. sagt: „Aus diesem Grunde . . . fließt auch her die Lehre de *communicatione idiomatum*, das ist von wahrhaftiger Gemeinschaft der Eigenschaften der Naturen, davon hernach weiter gesagt werden soll.“ Wäre hier der Ausdruck „Eigenschaften der Naturen“ in beschränktem Sinne zu verstehen, so müßte dies ausdrücklich gesagt sein, nachdem in den oben angeführten Aufzählungen Eigenschaften beider Klassen ausdrücklich genannt sind und also jeder, der das Bekenntniß liest, zu der Annahme berechtigt und genöthigt ist, daß das Bekenntniß, wo es ohne Einschränkung von „den Eigenschaften“ der göttlichen Natur redet, an die genannten Eigenschaften, also auch an die Ewigkeit und Unendlichkeit denke.

Doch das Bekenntniß schränkt die göttlichen Eigenschaften in der *communicatio idiomatum* nicht nur nicht auf eine besondere Klasse ein, sondern sagt auch ganz ausdrücklich, daß bei der Mittheilung der „Majestät“ an „alle Eigenschaften“ derselben zu denken sei, wenn wir Sol. Decl. VIII, S. 690 lesen: „Wir glauben, lehren und bekennen aber keineswegs eine solche Ausgießung der Majestät Gottes und aller derselben Eigenschaften in die menschliche Natur Christi, dadurch die göttliche Natur geschwächt oder etwas von dem Thron einem andern übergebe, das sie nicht für sich selbst behielte.“ Hier soll nicht die wirkliche Mittheilung „der Majestät und aller derselbigen Eigenschaften“, sondern eine verkehrte Vorstellung von derselben, als wäre dieselbe eine Ausgießung, wodurch die göttlichen Eigenschaften von der göttlichen in die menschliche Natur wie Wasser aus einem Gefäß in ein anderes übergingen, abgewiesen werden, und die angeführten Worte sagen deutlich, daß, wo das Bekenntniß von der „Majestät“ redet, an „alle derselben Eigenschaften“ zu denken ist.

Dasselbe geht aber endlich auch daraus hervor, daß das Bekenntniß die Lehre von der *communicatio idiomatum* ganz richtig in dem *locus classicus* Col. 2, 9. niedergelegt findet. So heißt es Sol. Decl. VIII, S. 688: „So halten und lehren wir nun mit der alten rechtgläubigen Kirchen, wie dieselbige diese Lehre aus der Schrift erklärt hat, daß die menschliche Natur in Christo solche Majestät empfangen habe nach Art der persönlichen Vereinigung, nämlich weil die ganze Fülle der Gottheit in Christo wohnt, nicht wie in andern heiligen Menschen oder Engeln, sondern leibhaftig, als in ihrem eigenen Leibe.“ Und Sol. Decl. VIII, S. 681: „Was muß dann das für eine Gemeinschaft der göttlichen Natur sein, davon der Apostel redet, daß in Christo alle Fülle der Gottheit leibhaftig wohne, also, daß Gott und Mensch eine Person ist? Weil aber hoch daran gelegen, daß diese Lehre de *communicatione idiomatum*, das ist von Gemeinschaft der Eigenschaften beider Naturen, mit gebührendem Unterschied gehandelt und erklärt werde, dann die *propositiones* oder *praedicationes*, das ist, wie man von der Person Christi, von derselben Naturen und Eigenschaften redet, haben nicht alle einerlei Art und Weise.“ Und nochmals Sol. Decl. VIII, S. 690: „Dann aus solcher persönlichen Vereinigung kommts, daß Christus auch nach seiner menschlichen Natur spricht, Matth. 28: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Item Joh. 13: Da Christus wußte, daß ihm der Vater alles in seine Hand gegeben hatte. Item Col. 2: In ihm wohnet die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig.“ Hier stellt also das Bekenntniß die Stelle Col. 2, 9. in eine Reihe mit den Worten Christi Matth. 28. und Joh. 13., die davon reden, was Christo in der Zeit, also nach seiner menschlichen Natur (Vgl. S. 686), gegeben oder mitgetheilt sei. Ja die Concordienformel führt die Colosserstelle, und zwar wieder neben dem Spruch Matth. 28, 18., auch gerade zur Wider-

legung des Irrthums an, daß Christus nach seiner menschlichen Natur der Allmacht „und anderer Eigenschaften göttlicher Natur“ nicht fähig sei, wenn wir Epit. VIII, Neg., unter den „widerwärtigen falschen Lehren von der Person Christi“ auch verworfen finden, „wann gelehret wird: . . . 15. daß er nach der menschlichen Natur der Allmächtigkeit und anderer Eigenschaften göttlicher Natur aller Ding nicht fähig sei, wider den ausgedruckten Spruch Christi: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Und S. Paulus: In ihm wohnet alle Fülle der Gottheit leibhaftig, Coloss. 2.“ S. 549. Damit lehrt das Bekenntniß nicht nur, daß Christus nach der menschlichen Natur der ganzen Fülle der Gottheit, aller göttlichen Eigenschaften, in der persönlichen Vereinigung und vermöge derselben fähig sei, sondern es weist damit eben den Einwurf ab, um dessen willen man auch gelehrt hat, daß die quiescirenden Eigenschaften, die Unermesslichkeit und Ewigkeit, von der Mittheilung der Eigenschaften müßten auszuschließen sein, weil sich nämlich dieselben nicht mit der wahren Menschlichkeit der menschlichen Natur Christi vereinbaren lassen.

So entschieden also die Concordienformel die *communicatio idiomatum* sich auf alle göttlichen Eigenschaften erstrecken läßt, so wenig schließt sie eine Unterscheidung der Art und Weise der Mittheilung bei den verschiedenen Arten der göttlichen Eigenschaften aus, die unsere Lehrväter gemacht haben, wenn sie sagen, die operativen Eigenschaften seien unmittelbar oder direct, die quiescirenden Eigenschaften mittelbar oder indirect, nämlich mit den Eigenschaften der ersteren Art mitgetheilt, das heißt, indem die menschliche Natur Christi einer unendlichen Allmacht, einer ewigen Weisheit theilhaftig geworden sei, habe sie die von den genannten und anderen positiven Eigenschaften unzertrennlichen negativen Eigenschaften der Ewigkeit und Unendlichkeit mit überkommen. Auch redet das Bekenntniß S. 686 von „unendlichen Eigenschaften“: „Dann lebendig machen, alles Gericht und alle Gewalt haben im Himmel und auf Erden, alles in seinen Händen haben, alles unter seinen Füßen unterworfen haben, von Sünden reinigen u. sind nicht erschaffene Gaben, sondern göttliche, unendliche Eigenschaften, welche doch nach Aussage der Schrift dem Menschen Christo gegeben und mitgetheilt sind.“ So sagt ja auch sonst das Bekenntniß, daß diese Lehre de *communicatione idiomatum*, das ist von Gemeinschaft der Eigenschaften beider Naturen, mit gebührendem Unterschied gehandelt und erklärt werde, S. 681. Aber ob auch der *modus communicationis* hier und dort verschieden sein mag, so ist doch nach der Concordienformel die Mittheilung selbst nach ihrer Wahrheit und Wirklichkeit in Absicht auf alle göttlichen Eigenschaften fest zu halten. Warum? Nicht darum, weil diese Lehre sich vor der Vernunft rechtfertigen und mit der Vernunft begreifen ließe. Das Bekenntniß weiß wohl, daß „Christus ein Geheimniß in der heiligen Schrift genannt wird“. Sol. Decl. VIII, S. 696. Die Christen sollen nicht „nach ihren Gedanken oder aus ihren eigenen argumen-

tationibus oder Beweisungen abmessen und ausrechnen wollen, was die menschliche Natur in Christo ohne derselben Abtilgung fähig oder nicht fähig könne oder solle sein“, S. 685, „sondern mit den lieben Aposteln einfältig gläuben, die Augen der Vernunft verschließen und ihren Verstand in den Gehorsam Christi gefangen nehmen“, S. 696, und dabei bleiben, „daß solches niemand besser und gründlicher wissen könne, denn der Herr Christus selber; derselbige aber hat solches, so viel uns in diesem Leben davon zu wissen vonnöthen, in seinem Wort offenbaret. Wovon wir nun in der Schrift in diesem Falle klare, gewisse Zeugniß haben, das sollen wir einfältig gläuben und in keinem Weg darwider disputiren, als könnte die menschliche Natur in Christo desselben nicht fähig sein“. S. 685.

A. G.

Vermischtes.

Die Echternacher Springprocession. Von der Echternacher Springprocession gibt Paul Lindenbergh im „Leipziger Tageblatt“ eine eingehende Schilderung, der wir das Nachstehende entnehmen. Wir kamen an immer zahlreicheren Pilgerzügen vorbei um neun Uhr nach Echternach, wo die Predigt noch gar nicht begonnen hatte und uns das wohlverdiente Frühstück trefflich mundete. Während desselben konnten wir aus einer kleinen französischen Flugschrift: „St. Willibrord et la Procession dansante“ unsere Kenntnisse über die seltsamste aller Processionen, die in der ganzen Welt einzig dasteht, bereichern. Der heilige Willibrord, der Gründer der Abtei Echternach, wurde um das Jahr 657 in der englischen Grafschaft Northumberland geboren, ging in seinem 33. Jahre als Missionar nach Holland und begann dort sein fünfzigjähriges Apostelamt, das sich von der Elb- und Rheinmündung bis zu den Ufern der Mosel erstreckte. Später zum Erzbischof geweiht, zog er sich hochbetagt in das von ihm 698 errichtete Kloster Echternach zurück, woselbst er 739 starb und in der Basilika-Krypta beigesetzt wurde. Schon gegen Ende des achten Jahrhunderts fanden Pilgerungen zu seinem wunderthätigen Grabe statt, am zahlreichsten in der Pfingstwoche. Wann jene den Character des Tanzes resp. Springens annahmen, ist nicht bekannt, jedenfalls schon vor dem fünfzehnten Jahrhundert, und alle Verbote nützten bisher nichts — die Pilger hielten am „Springen“ fest. Nun vor den Fenstern unsers Wirthshauses ein hastigeres Zusammenströmen und Sichschaaren Tausender von Männern und Frauen um den neben einem uralten Steinkreuz provisorisch errichteten Altar. Hier ist der Anfang des Städtchens, nur zwei bis drei Häuser, noch auf preußischem Gebiete stehend, während das luxemburgische jenseits der benachbarten, über die Sauer führenden Steinbrücke beginnt. Preußische Gensdarmen sind hier postirt, sie würden sofort jedes „Springen“ auf dieser Seite verhindern.

Jetzt naht die Geistlichkeit, kostbar gestickte Fahnen glitzern im Sonnenlicht, das auch über die goldenen und buntfarbigen Stickereien der Gewänder und Mitren der beiden die goldenen Krummstäbe in den Händen haltenden Bischöfe, des preussischen Korum und des luxemburgischen Koppes, funkelt; in langem Zuge folgen in weißen Gewandungen und mit Birets auf den Häuptern die zahllosen, von nah und fern erschienenen Priester, theils silberne Crucifixe vor sich haltend. Bischof Koppes, wohligh und sehr gesund ausschauend, besteigt den Altar; wenn Kürze den Redner macht, so ist er einer der brillantesten oratorischen Kräfte unsers Jahrhunderts. Wenige Dankesworte an seinen Collegien aus Trier für dessen Erscheinen, wenige Ermahnungen an die Pilger, die sich unterdessen fortwährend bekreuzen und leise Gebete vor sich himurmeln, mit Frömmigkeit die Wallfahrt zum Grabe des heiligen Willibrord anzutreten, der schon so viele Wunder gewirkt, das ist alles. In dichten Schaaren drängen die Massen den Bischöfen und Geistlichen nach, trotz der Tausende aber eine beklemmende Ruhe, ein düsterer Ernst. Auf der Brücke kommt man nicht vorwärts; da plötzlich drüben von der luxemburgischen Seite her zum ersten Male die Musikklänge des „Adam hatte sieben Söhne, sieben Söhne Adam“, ich schwinde mich auf das breite steinerne Brückengeländer — — welche ein seltsamer, tief das Innere erfassender, gleichzeitig ergreifender, und wehmüthig stimmender Anblick: zusammengeballte Menschenhaufen, die sich rhythmisch vorwärts und rückwärts bewegen, immer nach der gleichen Melodie, immer dasselbe Hüpfen und Springen, und nun verschwindet die Spitze zwischen den engen, alterthümlichen Gassen, und neue Schaaren fangen an zu hüpfen und zu springen, und immer länger, länger wird diese auf und nieder und vorwärts und zurück in steten Bewegungen befindliche Kette, und immer dröhnender fallen stets neue Musikkorps ein: „Adam hatte sieben Söhne, sieben Söhne Adam“ — — und ein merkwürdiger Taumel erfasst mich bei dieser Musik und bei diesem Schauspiel inmitten all der lachenden Frühlingspracht, unter diesem azurblauen, golddurchflimmerten Himmel, und ich wünschte mich weit, weit fort in irgend einen stillen Waldeswinkel, wo man nichts von diesem Anblick sieht und nichts von diesen Klängen hört. — — Aber der Eindruck sollte bald noch ein ganz anderer, stärkerer werden. Unser ortskundiger Führer geleitete uns durch Nebenstraßen zur St. Willibrordus-Basilika, einer altersgrauen Kirche, in welcher der Heilige begraben liegt und durch welche die Procession zieht. Unter der Kirche entspringt der viele Gebrechen heilende Willibrord-Brunnen, zu dem zahlreich die Pilger hinein und sein Wasser einschlürfen, denn nun naht der Pilgerzug, an der Spitze die beiden, nach allen Seiten hin ihren Segen spendenden Bischöfe und die Geistlichkeit. Ihnen folgt die Abtheilung der Beter, die nicht oder doch wenigstens jetzt nicht springen, unermüdet die Litanei vom heiligen Willibrord vor sich himurmeln: „Heiliger Willibrord, ein Lehrer der Wahrheit“, „Heiliger Willibrord, ein eifriger Ausleger der Lehre Christi“

„Heiliger Willibrord, ein sanfter Begleiter der Irrenden“, „Heiliger Willibrord, ein unermüdlicher Arbeiter im Weinberge des Herrn“, und so in unendlicher Mannigfaltigkeit fort und dazwischen stets: „Bitte für uns, heiliger Willibrord, auf daß wir würdig werden der Verheißung Christi.“ Die zu dieser Litanei gespielten dumpfen Musikweisen werden jetzt übertönt durch die flotten Klänge des: „Adam hatte sieben Söhne“ — die Springer nahen, voran die Kinder, zehn bis zwölf bis vierzehn in einem Gliede, sie haben sich die Hände gereicht und vielen von ihnen macht das Hüpfen Vergnügen, sie lachen und gucken freudig auf die gleichfalls nach Tausenden zählenden Zuschauer, anderer Gesichter aber, namentlich unter den Mädchen, sind glühend roth und die Augen leuchten fieberhaft. Dann die Männer, vor jeder Abtheilung ein oft nur aus drei bis vier Mann, zuweilen auch halbwüchsigen Kindern bestehendes Musikcorps, in dem alle Instrumente vertreten sind: Waldhorn, Geige, Flöte, Klarinette und die merkwürdigsten sonstigen Blasdinger, hinter der Musik ein oder zwei Vorspringer in Hemdsärmeln, die Röcke über dem Arm: das sind die Fanatiker — sie springen regelrecht, fünf Schritte vor, drei zurück, sie drehen sich dabei um und eifern durch zornige Blicke und drohende Handbewegungen die Saumseligen an, ihrem Beispiele zu folgen, denn die Mehrzahl der Pilger begnügt sich mit einem tanzartigen Vorwärts- und Rückwärtsbewegen, stets dabei die obige Litanei singend. Die meisten der Männer sind schwarz gekleidet, nur ein Theil hat den blauleinenen Kittel an, während die Frauen fast sämmtlich schwarz costümiert sind, Tausende und Abertausende Frauen, denn sie stellen zu den circa fünfzehntausend Wallfahrern fast zwei Drittel. Manche von ihnen siebzigjährig und darüber! Viele durch Taschentücher zusammengebunden, damit sie sich nicht verlieren oder, wenn die Kraft erlahmen sollte, weitergezerrt werden! Denn es sind zwanzig Grad Hitze, die zwischen den Steinmauern der Häuser brütet, durch die endlos, endlos sich der Zug windet bis zur zweiten Nachmittagsstunde! Wie viele der Bauern und Bäuerinnen — denn nur aus diesen setzt sich die Procession zusammen — sind aus ihren Dörfern aus der Eifel und dem Hunsrück tagelang unterwegs gewesen; hier und da spendet man ihnen während der kurzen Pausen Limonade, Bier, Wein, dann erschallt von neuem die Musik, die nebst dem Tanze in der unaufhörlich selben Melodie und der gleichen Bewegung etwas Fanatisches, Betäubendes, Aufregendes hat, und es geht weiter, weiter, weiter! Alle Spottlust bei uns ist unterdrückt, tiefes Mitleid nimmt ihre Stelle ein! Dort ein erstes Opfer; ein starknochiger Landmann liegt im Flur eines Hauses, eine fromme Schwester ist rathlos um ihn bemüht, ein Priester steht gleichgültig zu seinem Haupte. Unser Arzt greift rasch ein; er bespritzt den Kopf des Bewußtlosen, den man auf ein Kissen gebettet, mit Eau de Cologne, reißt ihm das Hemd auf und reibt ihn mit frischem Wasser, so daß die Besinnung wiederkehrt. „Nur ohnmächtig“, meint unser Freund, „wir werden noch viele treffen; es kommen

meist vier, fünf, sechs Todesfälle vor, ganz abgesehen von den schweren Erkrankungen.“ Da hatten wir genug, fort, nur fort! Aber wir müssen warten, bis wir die Kette in einem Zwischenraume passiren können. Es ist ein Uhr Mittags, die Sonnengluth unerträglich, der Schweiß perlt von den Stirnen der Männer und Frauen, dunkelroth sind die Gesichter, die Augen Vieler haben einen starren Ausdruck angenommen, die Mehrzahl hat die Arme untereinander geschoben, um beim Wanken nicht hinzustürzen — hier kann man sich die Flagellantenzüge des Mittelalters erklären! Endlich, endlich eine Lücke, und nun fort, so schnell wie möglich, so weit wie möglich, daß uns nicht mehr diese furchtbaren Klänge erreichen, hinüber zur preussischen Seite, wo man nichts mehr hört und sieht von dieser — wie hatte sie Monseigneur Koppes, der nebst seinem hochehrwürdigen Trierer Bruder und den übrigen Geistlichen nicht ein einziges Mal mitgesprungen ist, vorhin genannt? — von dieser „gottgefälligen, Wunder thuenden Springprocession“!

(C. L. R. B.)

Stöcker über Friedrich Wilhelm IV. Der Hofprediger a. D. schreibt in der „Deutschen Ev. Kirchenzeitung“ vom 19. October: Der unvergeßliche König, dessen hundertjähriger Geburtstag am vorigen Dienstag gefeiert wurde, ist eine der tragischsten Gestalten, die je einen Thron eingenommen haben. Edel, hochgesinnt nach seiner geistigen Anlage, hervorragend durch vielseitige Bildung und wissenschaftliches wie künstlerisches Verständniß, ein frommer Christ und ein Fürst von den reinsten Sitten, ausgerüstet mit dem heiligsten Willen und ganz darauf gerichtet, Vaterland und Monarchie zur Größe zu führen, sah er mitten in seiner Regierungszeit in dem Erdbeben einer elenden Revolution, der ersten in Preußen, alle seine Absichten zusammenbrechen und starb umdunkelten Geistes. Die Empörung seines geliebten und für treu gehaltenen Volkes hat er seit ihrem Ausbruch nie überwunden. So kann die höchste menschliche Begabung in der Regierung eines Volkes in schwerer Zeit versagen, und wie das Beispiel Kaiser Wilhelms I. beweist, ein schlichter, klarer, energischer Geist den herrlichsten Ruhm eines großen Fürsten erringen. — Durch manche Geschichtswerke und Veröffentlichungen des letzten Jahrzehntes ist das Bild Friedrich Wilhelms IV. immer deutlicher vor unsere Augen getreten; darin stimmen alle Schilderungen überein, daß nie ein König edler gesinnt war, aber ebenso auch darin, daß selten eine schwankendere Hand das Steuerruder des Staatsschiffes hielt. In diesem umfassenden Geist lebten alle bewegenden Gedanken des Jahrhunderts; aber sie glichen jenen Engelsköpfen auf den Bildern des fünfzehnten Jahrhunderts, die nur Flügel, aber keine Füße haben. Die Ideen des Königs gingen in die Höhe, fanden aber den Grund und Boden nicht, auf dem sie zur Verwirklichung gelangen konnten. Nach den gewaltigen Erfolgen des Jahres 1866 hat Kaiser Wilhelm in einem eigens inspirirten Aufsatz einer Berliner Tageszeitung seinem Bruder ein köstliches Denkmal gesetzt. Er wollte die Zeugen einer großen und erfolg-

reichen Geschichte daran erinnern, daß in dem Herzen des unglücklichen Königs die Reime des Geschehenen gelegen hatten: eine Rundgebung, die beide Fürsten in gleichem Maße ehrt. Uns Männern der Kirche steht Friedrich Wilhelm IV. besonders nahe. Er war nicht nur ein gläubiger und tieffinniger Christ, sondern auch ein kundiger und forschender Theologe. An seinem Hofe fand man hohe und niedere Beamte, Männer und Frauen, die es mit leuchtenden Augen verkündeten, daß sie ihr Christenthum ihrem geliebten Königspaaire verdankten; denn Königin Elisabeth, die viel verkannte, war aufrichtig evangelisch wie ihr Gemahl. Aber aus diesem engeren Kreise des häuslichen und Hoflebens führte den König seine christliche Anschauung weit hinaus. Nicht nur die preussische und deutsche Geschichte, die ganze Weltentwicklung sah er im Lichte des Reiches Gottes. Wie er dies auffaßte, offenbarte sich besonders in seinen Anschauungen über Unabhängigkeit und Freiheit der Kirche. Ein starkes und schönes Wort aus seiner Feder steht an dem Kopfe unserer Zeitung.¹⁾ Die Freunde und Anhänger kirchlicher Selbstständigkeit werden immer wieder auf Friedrich Wilhelm IV. zurückblicken und schmerzlich bedauern, daß unter ihm der Schritt nicht gethan wurde, der heute unter der constitutionellen Monarchie so viel schwerer geworden ist. Aber es war auch mit des Königs kirchenpolitischen Gedanken wie mit seinen politischen Plänen. Er berauschte sich in seinen wundervollen Reden, aber fand die Stunde der That nicht; — er verstieg sich zu immer reicheren Combinationen, aber die klare Gestaltung der Gedanken, die zu ihrer Realisirung unentbehrlich ist, blieb aus. . . . Nur auf einem Gebiete, dem des kirchlichen Lebens selbst, im Kirchenbauen und Anstaltengründen hat der königliche Geist Großes und Dauerndes vollbracht. Er war ein Freund kirchlicher Architectur und ein Mann der inneren Mission. Mit tiefer Bewegung liest man in dem Schriftchen, das ein Christ und Patriot zur Säcularfeier des Königs herausgegeben hat, von den mächtigen Anregungen, die dieser Missionar auf dem Throne gab und empfing. Mit den beiden Anfängern großer kirchlicher Werke, Fliedner und Wichern, stand er in gleich engem Verkehr. Das Diaconissenwesen erweckte seine ganze Liebe, und das Diaconissenhaus Bethanien, das er als eine Centralstelle der Diaconie für die gesammte evangelische Landeskirche dachte, ist ein Monument dieser Liebe. — Auch zu Wichern hatte er ein nahes Verhältniß. Zu der Gründung des Johannesstifts, des Rauhen Hauses von Berlin, hat er mit Herz, Wort und That treu mitgewirkt und die Gefangenenspflege durch Brüder der inneren Mission in dem von ihm gebauten Zellengefängniß von Moabit ist ein Vorgang, der uns noch jetzt mit Bewunderung erfüllt, freilich nicht ohne den begleitenden Schmerz, daß eine Bureaucratie, die lieber mit gedienten Unterofficieren als mit Missionaren arbeitet, den

1) „Was thut unsere Kirche? Sie ist gebunden an Hände und Füße. Der Schlüssel der Freiheit fehlt ihr.“

königlichen Gedanken zuerst eingeschränkt, dann vernichtet hat. — In all diesem Thun war Gottes Wort der Leitstern des Königs. Daß jede Schule im Lande die Hirschberger Bibel empfing, war sein eigenstes Werk. Und als an seinem Geburtstag im Revolutionsjahre die Kuppel der Schloßcapelle vollendet wurde, leuchtete von oben auf die Hauptstadt, die noch immer in Zuckungen lag, der Spruch hernieder: „Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden, als in dem Namen unsers HErrn Jesu Christi.“ Unter diesen Gottesgedanken haben sich alle Gedanken Friedrich Wilhelms IV. gestellt: das war seine unvergängliche Bedeutung.

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. America.

Die diesjährige Dankfagnungsproclamation des Präsidenten Cleveland hat den folgenden Wortlaut: „Die beständige Güte und Langmuth des Allmächtigen, welche dem americanischen Volk auch während des nun vollendeten Jahres zu Theil geworden sind, fordern zu aufrichtiger Auerkennung und demüthigem Dank auf. Zu dem Ende daher, daß wir uns dankerfüllten Herzens zum Preise der liebevollen Fürsorge unsers himmlischen Vaters vereinigen mögen, bestimme ich (appoint and set apart), Grover Cleveland, Präsident der Vereinigten Staaten, daß Donnerstag, der 28. Tag des gegenwärtigen Monats November, als ein Tag der Dankfagnung und des Gebets von allen unsern Mitbürgern gefeiert werden möge. Laßt uns an diesem Tage unsere gewöhnliche Beschäftigung bei Seite legen und an unsern gewohnten Plätzen des Gottesdienstes zusammenkommen, um dem Geber aller guten und vollkommenen Gaben zu danken für die reichen Erträge, welche unserer Arbeit auf dem Felde, wie auf den Handelsmärkten zu Theil geworden ist, dafür, daß Friede und Ordnung überall im Lande geherrscht, Pest und schweres Unheil uns verschont haben, und für die sonstigen Gaben, mit welchen wir freigebig überhäuft worden sind. Und mit unserer Dankfagnung laßt uns die demüthige Bitte an den HErrn verbinden, die Herzen unsers Volkes so zu ihm zu neigen, daß er uns als Nation nicht verlasse, noch vergesse, sondern weiter uns seine Gnade und seine schützende Fürsorge zu Theil werden lasse, uns auf dem Pfade nationaler Wohlfahrt und nationalen Glückes führe, uns mit Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit begabe und in uns patriotische Liebe zu den freien Institutionen lebendig erhalte, welche uns als nationales Erbe übergeben worden sind. — Laßt uns ferner auch am Tage unserer Dankfagnung besonders der Armen und Bedürftigen gedenken und durch Wohlthätigkeit die Aufrichtigkeit unserer Dankbarkeit beweisen. — Zum Zeugniß dessen habe ich meine Unterschrift hierunter gesetzt und das Siegel der Vereinigten Staaten beifügen lassen. — Gegeben in der Stadt Washington am 4. November im Jahre des HErrn 1895 und im 120. Jahre der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten. Grover Cleveland.“

Die Uneinigkeit in der „Vereinigten Norwegischen Kirche“. Dem „Gemeinde-Blatt“ entnehmen wir Folgendes: „Die Vereinigte Norwegische Kirche (Schmidt'sche Partei) tagte zu St. Paul, Minn. Der Streit in ihrer Mitte ist noch nicht beseitigt

worden, sondern hat sich verschärft. Darüber schreibt das R.-Bl.: „Es handelt sich um die Uebergabe des Augsburg-Seminars in Minneapolis an die Vereinigte Synode, welche von dem Board des Seminars, mit den beiden Professoren Sverdrup und Ostedal an der Spitze, beharrlich verweigert wird, während die Uebergabe alles Eigenthums der 1890 sich einigenden Theile der norwegischen Kirche an den neugebildeten Kirchenkörper ein Theil des Uebereinkommens war. Hinter den Leitern des Augsburg-Seminars stehen 13 Gemeinden, die keine andere Anstalt als dieses Seminar unterstützen wollen. Sverdrup und Ostedal wurden auf der diesjährigen Versammlung um ihres unordentlichen Treibens willen nicht als Delegaten angenommen; überhaupt wurde dieser Partei das Stimmrecht in der Versammlung entzogen, bis sie sich entschließt, das Seminar zu übergeben. So ist die Partei zu entscheidendem Handeln genöthigt. Eigentliche Lehridifferenzen liegen nicht vor, sondern der Grund der Verweigerung der Uebergabe des Seminars scheint darin zu liegen, daß diese Professoren und ihr Anhang Gegner einer gelehrten Ausbildung der Diener am Wort sind.“ — Die Vereinigte Norwegische Synode zählt 342 Pastoren, von welchen 1083 Gemeinden mit 104,851 Seelen bedient werden. Präses derselben ist Rev. G. Hoyne von Eau Claire, Wis.“ Kürzlich wurde berichtet, daß Prof. Lund von der „Vereinigten Synode“ bei der Versammlung des General Council als „Besucher“ zugegen war, der Uebereinstimmung seines Kirchenkörpers mit der Lehrstellung des Council Ausdruck gab und eine nähere Verbindung in Aussicht stellte.

Dr. J. G. Morris ist am 10. October auf seinem Landsitz in Lutherville bei Baltimore, wo er den Sommer zu verleben pflegte, im hohen Alter von 92 Jahren gestorben. In der General-Synode, der er nahezu 70 Jahre lang angehört hat, galt Dr. Morris nicht nur als einer der bedeutendsten Männer, sondern auch als Befürworter und Beförderer eines entschiedeneren Lutherthums, wie er denn noch jüngst bei der Grundsteinlegung des neuen Seminargebäudes zu Gettysburg durch ein öffentliches Zeugniß gegen die laxere Richtung den Unwillen vieler auf sich geladen hat. Er konnte mit warmen Worten den Standpunkt der Missouri-Synode als den allein echt lutherischen anerkennen, und daß es ihm Freude machte, „Lutheraner“ und „Lehre und Wehre“ zu lesen, hat er uns selber ausgesprochen. Leider ist aber Dr. Morris im Grunde doch über den unionistischen Gesamtcharacter der General-Synode nicht hinausgekommen. Er hatte in die Schäden, an welchen das Kirchenthum, dem er angehörte, chronisch krankt, so tiefe Blicke gethan wie wenige seines Schlages. Er war mit der verborgenen Geschichte der kirchlichen Bewegungen und Machenschaften in den östlichen Synoden vertraut wie wohl kaum ein Zweiter. Aber der Strom, dessen Tiefen und Untiefen und Krümmungen und Ufergelände ihm nicht verborgen waren, war ihm zu stark und zu lieb, als daß er sich hätte aus demselben herausbegeben auf Höhen, die ihm zu steil und rauh erschienen, zu denen ihm nur wenige, denen er nahe stand, gefolgt wären, und auf denen er sich erst noch gründlich hätte acclimatificiren müssen.

A. G.

Verhandlungen über die Gemeindeschule bei den Unirten. Die Unirten in St. Louis haben begonnen, in einer allgemeinen Versammlung die Gemeindeschulfrage zu besprechen. Folgende Thesen liegen der Besprechung zu Grunde: 1. Die Gemeindeschule ist Sache der ganzen Gemeinde. 2. Die Gemeindeschule ist ein nothwendiger Factor in der Erziehung des Kindes, das zu einem ordentlichen Bürger und zu einem intelligenten Christen heranwachsen soll. 3. Es ist Pflicht einer jeden Kirche, welche die Kindertaufe pflegt, für eine christliche Schulung der Kinder zu sorgen. 4. Die Gemeindeschule bedarf der pekuniären Unterstützung so gut wie die öffentlichen Schulen. Für die Unterhaltung derselben hat die Gemeinde zu

sorgen. 5. Abgaben an die Gemeinde- resp. Schulkasse dürfen kein Grund sein, ein Kind des Gemeindefreies vom Schulbesuch abzuhalten. (Dunkel! Soll vielleicht heißen, daß die Kinder armer Eltern, die Gemeindeglieder sind, nicht von der Gemeindeschule auszuschließen seien. L. u. W.) 6. Die Vergünstigung des freien Schulbesuchs von Seiten aller Kinder des Gemeindefreies kann mit dem Hinweis auf unsere christlichen und socialen Verhältnisse nicht begründet werden. Zur Begründung dieser These führt der Referent an: a. Die Christen unserer Zeit sind nicht so arm, das beanspruchen zu können. b. Unsere Gemeinden sind nicht so reich, dies auf die Dauer aushalten zu können. c. Trotz des darin enthaltenen Missionsgedankens wird durch diese Einrichtung dem schon allzu stark ausgeprägten Wunsch, die Religion und was damit zusammenhängt, möglichst billig zu haben, nur Vor-schub geleistet. d. Weil die Einrichtung einem letzten verzweifelten Versuch, die Schule zu heben, sehr ähnlich sieht, wenn sie nicht mit demselben identisch ist. Der Fehlschlag möchte rettungslos den Tod der Sache zur Folge haben. e. Wird jede Gemeinde, die nicht über ausgezeichnete Finanzquellen verfügt, Gefahr laufen, dem Zug der Zeit, auf alle mögliche Weise Mittel zum Unterhalt der Kirche und Schule aufzubringen, nachzugeben und dadurch den ausgestreuten guten Samen mit dieser Unkrautsaat wieder zu ersticken. 7. Wir schließen uns den Empfehlungen des Districts an: Den Gemeindegliedern gegen entsprechende Erhöhung ihres Beitrags in die Gemeindekasse die Vergütung des freien Unterrichts der Kinder in der Gemeindeschule zu gewähren. — Im Bericht über die Verhandlungen heißt es: Die fünf ersten Thesen wurden angenommen; über die sechste kam es noch nicht zum Abschluß, und es wird daher die Fortsetzung in der nächsten Sitzung stattfinden. — Gegen die Erhebung eines Schulgeldes läßt sich principiell nichts einwenden. Die Eltern sind es ja, welche zunächst für die Schulung ihrer Kinder zu sorgen und die Kosten derselben möglichst zu bestreiten haben. Diesem Verhältniß entspricht die Zahlung eines Schulgeldes seitens der Eltern. Andererseits ist die Schule auch Gemeindeschule. Das Lehren des Wortes Gottes in der Schule ist, weil es über das Hausvateramt hinausgeht, Gemeindesache oder, was dasselbe ist, ein Theil des öffentlichen Predigtamts. Sodann benützt die Gemeinde die christliche Schule ja als Missionsmittel. Wenn daher die Gemeinde, von diesem Gesichtspunkt aus, ihre Schule zur Freischule macht, so ist dagegen principiell sicherlich auch nichts einzuwenden. Ja, die Gemeinde sollte das Schulgeld sofort fallen lassen, wenn sie Aussicht hat, durch diese Maßregel mehr Kinder für ihre Schule zu gewinnen. Die Mission sollte einer christlichen Gemeinde über alles gehen. Finanziell unmöglich dürfte die kirchliche Freischule nur wenigen Gemeinden sein. In der Regel gibt Gott der christlichen Gemeinde auch so viel irdisches Gut, daß sie ihren Missionsberuf ausrichten kann. Jedenfalls ist es für die ganze Gemeinde leichter, die Schule zu erhalten, als wenn die christlichen Eltern, die doch meistens nur einen Theil der Gemeinde bilden, dies durch Zahlung eines Schulgeldes thun sollen. Was die Finanzlage unserer Gemeinden betrifft, so dürfen wir nicht vergessen, daß die Gemeinden nicht arm sein können, wenn die Christen, die die Gemeinden bilden, nicht arm sind. Thatsächlich macht sich freilich das, was ein Widerspruch in sich selbst ist, hin und wieder geltend. Aber dieses Mißverhältniß ist durch die anhaltende christliche Ermahnung zu beseitigen. Die Ermahnung „durch die Barmherzigkeit Gottes“ ist wie die Quelle aller guten Werke, so auch eine ganz „ausgezeichnete Finanzquelle“. Zu verwerflichen Mitteln, um Geld für Kirche und Schule aufzubringen, wird eine Gemeinde nur dann greifen, wenn bei ihr nicht mehr, oder noch nicht das Evangelium die treibende Kraft im Gemeindeleben ist. — Schließlich bemerken wir nur noch, daß nach den innerhalb unserer Synode ge-

machten Erfahrungen die Einrichtung der kirchlichen Freischule nicht in allen Fällen den Schulbesuch gesteigert hat. Eine Gemeinde sehe ihre localen Verhältnisse an und handle demgemäß. Nur sehe sie zu, daß nicht die Geldfrage den Ausschlag gebe, wenn ihre Glieder wohl im Stande sind, die Schule zu erhalten.

F. B.

Zur Sprachenfrage. Die reformirte Central-Synode hat sich über die Sprachenfrage ausgesprochen, indem sie folgende Sätze bei ihrer Sitzung annahm: 1. Die Central-Synode ist nicht gegen den rechtmäßigen Gebrauch der englischen Sprache in unsern Gemeinden. 2. Wir sehen es aber als einen unberechtigten Eingriff in unsere Gemeindeangelegenheiten an, wenn von Außerhalbstehenden die Einführung der englischen Sprache forcirt wird. 3. Wenn gesagt wird, daß die deutschen Prediger sorglos sind oder sein können betreffend ihrer jungen Leute, so weisen wir solche Beschuldigung entschieden zurück. 4. Ebenso weisen wir die Beschuldigung zurück, wenn gesagt wird, daß unsere deutschen Prediger die Schuld tragen, wenn englische Missionen nicht gedeihen. 5. Endlich ersuchen wir den um unsere Kirche so vielfach verdienten Herrn Dr. Rutenif, in seinem neuen Eifer für die Einführung der englischen Sprache sich zu mäßigen, da die einzelnen Prediger mit ihren Gemeinden allein berechtigt und befähigt sind zu urtheilen, welche Sprache sie gebrauchen sollen.

Die Convention der Episcopalen tagte in Minneapolis. Der Gegensatz zwischen Oberhaus (House of Bishops) und Unterhaus (House of Deputies) trat auch bei dieser Versammlung hervor. Die Bischöfe wollten die hierarchische Verfassung nach dem Muster der englischen Staatskirche noch weiter ausbauen, und zwar durch Creirung von Erzbischöfen und Ernennung eines Primas; das Unterhaus stimmte die betreffende Vorlage nieder. Ueber das stehende Thema "Christian Unity" wurde berichtet, daß sich die andern protestantischen Kirchengemeinschaften auf episcopale conditio sine qua non, das „historische Episcopat“ nicht einlassen wollten. So beschloß man, wiewohl unter lebhaftem Protest einiger Glieder der Versammlung, die Frage vorläufig fallen zu lassen.

F. B.

Die Katholiken und religiöse Versammlungen. Bekanntlich haben in den letzten Jahren katholische Würdenträger bei verschiedenen Gelegenheiten gemeinschaftlich mit Protestanten religiöse Versammlungen gehalten. Ueber diese Praxis hat der Papst kürzlich sein Urtheil abgegeben. Er sagt, daß „diese gemischten Versammlungen bis jetzt mit klugem Schweigen geduldet worden seien“, es sei jedoch „rätzlich“, daß die Katholiken in Zukunft nur getrennte Versammlungen hielten. Doch sollen zu öffentlichen Versammlungen der Katholiken Protestanten Zutritt haben, Fragen stellen und sich belehren lassen dürfen.

F. B.

Cardinal Satolli. Der Papst hat America abermals eine Gunst erwiesen. Er hat den „apostolischen Delegaten“ Satolli zum Cardinal ernannt. Cardinal Gibbons von Baltimore hat den Auftrag erhalten, Satolli die rothe Narrenkappe, gewöhnlich Cardinalsshut genannt, aufzusetzen.

F. B.

Ausland.

Die Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche in Berlin ist am 21. October eingeweiht worden. Sie ist in Form eines lateinischen Kreuzes mit kurzen Armen gebaut und in frühgothischem Stil gehalten. Die Kosten belaufen sich ausschließlich der Baustelle, welche der Kaiser schenkte, auf etwa 520,000 Mk., wovon 170,000 Mk. auf den inneren Ausbau kommen. An den Geschenken für innere Ausstattung hat sich

der Kaiser mit der Ueberlassung von Kanonenmetall zu den vier Glocken theilhaftig, das Chorfenster ist von dem Kaiserpaar, Prinz und Prinzessin Heinrich gestiftet; Altarbibel, Kelch und Kirchensiegel von der Kaiserin, die rothsammetene, reich in Gold gestickte Altarbekleidung von der Großherzogin von Baden. Auch sonst wurden viele Privatstiftungen gemacht; so schenkte Commerzienrath Dippe die Orgel und dessen Frau die Kanzel etc. (N. G. L. R.)

Katholiken und Protestanten in München. Die Zunahme der Protestanten in München beträgt nach den Berichten römischer Blätter innerhalb der letzten fünfzehn Jahre 122%, die der Katholiken nur 68%. In den Volksschulen sind 85% katholisch, 12% protestantisch; in den Mittelschulen ist das Verhältniß schon 70% zu 23%, und in den höheren Töchter Schulen überwiegt das protestantische Element mit 42% gegen 32%. Auf sieben Ehen trifft eine gemischte; im Civilstande ist jede sechste Ehe eine gemischte, beim Militär jede vierte. Die Kinder aus solchen Ehen werden meist protestantisch erzogen. Im Cadettencorps, dem die Officiere meist ihre Söhne zuführen, ist fast die Hälfte der Zöglinge protestantisch. In den hohen Beamten- und Officierskreisen ist die gemischte Ehe mit protestantischer Kindererziehung an der Tagesordnung. (N. G. L. R.)

Missionen. Die Norddeutsche Mission hat im letzten Jahre 144,586 Mk. eingenommen und 144,255 ausgegeben; doch konnten die alten Schulden (über 50,000 Mk.) noch nicht abgetragen werden. Fast die Hälfte der Einnahmen, 70,606 Mk., kam aus Bremen. Hamburg steuerte circa 15,000 Mk., Oldenburg dieselbe Summe, Hannover 10,900 Mk. Die Mission zählt im Euphelande jetzt drei Haupt- und 22 Außenstationen, 16 Missionare, sechs einzelstehende Frauen und 43 eingeborne Gehülfen. Erschwert wird die Arbeit durch politische Verwickelungen, besonders aber durch die eingedrungenen römischen Missionen und die Wesleyaner. — Die Neukirchener Mission hat im Rechnungsjahre 1. Juni 1894/95 eingenommen 79,402 Mk. und 60,748 Mk. ausgegeben. Dieselbe hat in Java sechs und in Ostafrika fünf Missionare; im Missionshause waren im Juni dieses Jahres 17 Zöglinge. — Die Schleswig-Holsteinische Mission hat im Jahre 1894 circa 96,000 Mk. eingenommen, so daß sämtliche Schulden bezahlt werden konnten. Die Seelenzahl der fünf Stationen in Indien ist im Wachsthum begriffen. Die Gemeinde Rotapad stieg von 57 auf 111 Seelen. Die Gesamtzahl der Tausen betrug 102. (N. G. L. R.)

Die Uebertritte von Katholiken zum Protestantismus mehrten sich in Frankreich. In einer katholischen Gemeinde des Südens hat der Priester von seiner Kanzel erklärt, er sehe sich innerlich genöthigt, zur evangelischen Kirche überzutreten. Fast die ganze Gemeinde ist ihm gefolgt. Trotz aller Bemühungen der Jesuiten ist es bis jetzt Rom nicht gelungen, jenen verlorenen Posten wieder zu behaupten. Vor einigen Tagen hat der genannte Priester, Jaques Bonhomme, auch in der Nähe seiner Gemeinde Vorträge gehalten. In Saint-Genis d'Herjac versuchte es ein Sendbote der Jesuiten, ein Abt, die Versammlung zu stören und den früheren katholischen Priester lächerlich zu machen. Jaques Bonhomme erwiderte seinem Gegner mit solcher Schlagfertigkeit, daß die Versammlung ihm einstimmig Beifall pflichtete und den anderen auspfiff. In Clermont-Ferrand sind durch die rastlose Arbeit von Pastor Delattre fünfzig katholische Familien evangelisch geworden und haben sich der dortigen freien Gemeinde angeschlossen. In Bourg de Vost sind ebenfalls kürzlich fünfzig Katholiken übergetreten. (N. G. L. R.)

Die Methodisten in Rom. Die Methodisten haben in Rom am 20. September ihre neue Kirche geweiht. Ganz allmählich ist die Methodisten-Sache dort gewachsen.

Seitdem im December 1872 der erste Methodistenprediger in Italien seinen Einzug hielt, hat sich das Werk daselbst, wenn auch langsam, so doch beständig erweitert und zählt gegenwärtig 31 Stationen und 24 Prediger. Das Hauptaugenmerk wurde auf Rom gerichtet und frühe daselbst eine Kirche gebaut. Diese lag in einem sehr geschäftsreichen Stadttheil, was oft störend auf die Gottesdienste einwirkte, da der große Verkehr zu viel Lärm verursachte. Inzwischen wurde auch ein Knabeninstitut errichtet, das Predigerseminar in die Hauptstadt verlegt, sowie eine Buchdruckerei in Betrieb gesetzt. Da die verschiedenen Localitäten nur theilweise ihrem Zwecke genügten, beschloß man, ein passendes Gebäude zu errichten und sämtliche Anstalten in demselben unterzubringen. Am 30. Mai 1891 wurde in schönster Lage der Stadt ein Bauplatz von 93 bei 155 Fuß erworben. Im Juli 1893 wurden die Arbeiten begonnen, 1894 durch Bischof Vincent der Grundstein gelegt und am 20. September 1895 durch Bischof Fitz-Gerald die Kirche eingeweiht.

(M. G. L. R.)

Der Pabst und die romfahrenden katholischen Herrscher. Die katholischen Herrscher, welche Rom besuchen wollen, befinden sich in einer schwierigen Lage. Sie dürfen nicht bei dem italienischen Hofe vorsprechen. Einen Besuch im Quirinal würde der Pabst als eine Anerkennung des status quo, nämlich der Einverleibung Roms in die italienische Monarchie ansehen. Diese Anerkennung will sich der Pabst allenfalls an einem protestantischen Herrscher, z. B. an Kaiser Wilhelm, nicht aber an einem katholischen Machthaber gefallen lassen. Unterbleibt aber dem Wunsch des Pabstes gemäß der Besuch am italienischen Hofe, so ist das eine schwere Beleidigung des Königreichs Italien. Was nun thun? Die katholischen Fürsten müssen, wenn sie Verwickelungen vermeiden wollen, von Rom fern bleiben. Schon der beabsichtigte Besuch Dom Carlos' von Portugal hat diesen Herrscher in einen schweren Conflict mit der italienischen Regierung gebracht. Darüber berichten die Zeitungen: „Die Angelegenheit des beabsichtigten Besuches des Königs von Portugal in Rom hat jetzt zu einem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Italien und Portugal geführt, denn ein solcher Abbruch ist es, wenn der italienische Gesandte in Lissabon der portugiesischen Regierung erklärt hat, er werde sich auf die Erledigung der laufenden Geschäfte beschränken, bis die portugiesische Regierung die Unabhängigkeit ihrer Politik wieder erlangt habe. Was dies sagen will, ist klar genug. Die portugiesische Regierung hat im Quirinal amtlich mittheilen lassen, daß der König von Portugal zum Besuche nach Rom kommen werde, hat aber auf Einsprache des Pabstes diese Zusage wieder zurücknehmen müssen. So groß die Freude in Neu-Rom war, als man erfuhr, ein katholischer König werde endlich den Muth haben, mit der Fiction der päpstlichen Gefangenschaft zu brechen und zugleich beiden Souverainen Roms, dem weltlichen und dem geistlichen, Besuch abzustatten, so groß war und ist jetzt der Aerger darüber, daß nichts daraus wurde. Der Pabst hat bekanntlich der portugiesischen Regierung erklären lassen, der König werde die Thüren des Vatican verschlossen finden, wenn er den Quirinal besuche, worauf König Carlos versuchte, einen Besuch seines Onkels in Monza zu Stande zu bringen, was König Humbert jedoch ablehnte. Darauf ließ Dom Carlos seinen Besuch überhaupt absagen; die Folge davon war, daß die italienische Regierung ihre freundlichen Beziehungen zur portugiesischen Regierung abbrach. Im liberalen Lager Italiens findet diese Energie der Regierung natürlich großen Beifall, und man muß sagen, daß es eines energischen Actes bedurfte, um das Ansehen der italienischen Regierung aufrecht zu erhalten gegenüber dem Verfahren Portugals, das sich als eine schwere Beleidigung Italiens darstellt. Herr Crispi hat es mit dünnen Worten in Lissabon sagen lassen, daß Italien keinen Gesandten brauche in einem Staate,

der sich unter päpstliches Curatel gestellt hat. Die portugiesische Regierung hat ihr Verfahren damit entschuldigt, daß sie fürchtete, der Nuntius würde abberufen, wenn Dom Carlos seine ursprüngliche Absicht ausführe. Jetzt hat sie dafür den Abbruch der Beziehungen mit Italien und mag zusehen, ob sie sich dabei besser stellt. Es gibt ja in Portugal Liberale und Republikaner genug, die ein Wort zu der Sache zu sagen haben und gewiß auch sagen werden.“ F. P.

Die Römischen unter sich. Erst vor Kurzem kam es bei einer Procession zu Ferrol in Spanien zu einer förmlichen Schlacht. Es entstand nämlich unter den Theilnehmern an der Procession Streit über die Ehre, wer das Bild des Schutzheiligen tragen sollte. Man kämpfte mit Messern, Stöcken und Revolvern, bis vierzig Verwundete, einschließlich des Priesters, am Boden lagen. Nun wird der „Rölnischen Zeitung“ aus Cadix Folgendes berichtet: Die Jesuiten haben in Cadix die sogenannten „Rosarios de la Aurora“ wieder eingeführt. Wer diesen hauptsächlich aus Mönchen, Geistlichen, Seminaristen, einigen Fanatikern und vielen alten Frauen bestehenden Processionen, die singend und Gebete sprechend die Straßen durchziehen, jemals begegnet ist, wird sich eines unangenehmen Gefühls nicht haben erwehren können. So geht es auch einem großen Theil der (katholischen) Bevölkerung in Cadix, und als nun am vorletzten Sonntag auch die Dominicaner einen solchen Umzug zu veranstalten suchten, stieg der Unwille der Bevölkerung so, daß der Zug von allgemeinem, betäubendem Pfeifen empfangen und begleitet wurde. Da man, anstatt auseinanderzugehen, nichtsdestoweniger weiter zog, so kam es bald zu Thätlichkeiten. Steine, Flaschen, faule Früchte und Kartoffeln flogen hin und her und aus den Fenstern wurde Wasser zur Abkühlung auf die Streitenden gegossen; Laternen und Standarten gingen in Trümmer, kurz, es ereigneten sich wieder die bekannten Scandalscenen, deretwegen an vielen Orten diese Processionen geradezu untersagt sind. Das Volk schrie dazu aus Leibeskräften: „Wir wollen kein Rosenkranzbeten, wir wollen Arbeit!“ Eine große Anzahl von Personen wurden verwundet, einige ziemlich schwer. Der Bischof zog sich endlich mit seinen Getreuen in die Kirche zurück und kündigte ihnen hier von der Kanzel herab an, daß er trotz alledem seinen Willen durchsetzen und am nächsten Sonntag eine neue Procession veranstalten werde. Die Gendarmerie stellte schließlich die Ordnung wieder her; doch wird sie also voraussichtlich am kommenden Sonntag von neuem zu thun bekommen, denn ein großer Theil der Bevölkerung hält, wie gesagt, diese Kundgebungen auf der Straße für nicht zeitgemäß und verweist sie in die Kirchen. F. P.

Die kirchenpolitische Gesetzgebung in Ungarn ist nach langen Kämpfen und Verhandlungen zum Abschluß gekommen. Wir entnehmen darüber den Zeitungsberichten: Das Magnatenhaus hat die letzte Vorlage, betreffend die Freiheit der Religionsübung, die ihm zum vierten Male zur Berathung unterbreitet wurde, mit einer Mehrheit von sieben Stimmen angenommen. Immer kleiner ist die gegnerische Majorität geworden, bis sie sich schließlich in eine Minderheit verwandelte. Das geschah durch die wiederholte Ernennung neuer liberaler Pairs, aber auch durch das Fernbleiben einiger clericaler Hofbeamten, die früher die Opposition verstärken halfen; die liberalen Magnaten waren vollzählig auf ihrem Platze. Die Verhandlungen waren sehr kurz; die Opposition sah das Ergebniß voraus und ergab sich in ihr Schicksal. Von den vollzählig anwesenden Cardinälen und Bischöfen ergriff kein einziger das Wort, um gegen die „Entchristlichung des marienischen Königreichs“ zu sprechen, sondern sie überließen diese Aufgabe dem Grafen Ferdinand Zichy, dem weltlichen Führer der clericalen „Volkspartei“. Der Hauptstein des Anstoßes für die Clericalen ist der Paragraph 22 des Gesetzes, der die

Bestimmungen für den Uebertritt enthält, also diesen Uebertritt ausnahmslos, somit auch für Christen, die zum Judenthum übertreten wollen, gestattet. Graf Zichy beantragte die Streichung dieses Paragraphen, da er das Dogma der katholischen Kirche verletze; das Land, das eine solche Bestimmung annehme, sei nicht mehr christlich. Der Cultusminister Wlassics führte dagegen kurz aus: Wenn dies wahr sei, so gebe es in Europa keinen einzigen christlichen Staat mehr, denn überall sei der Conversionswechsel und auch der Uebertritt zum Judenthum gesetzlich erlaubt; sogar in dem Lande, in dem man den Grafen Zichy im Interesse der Christenheit so oft wirken sehe, sei die betreffende Bestimmung Gesetz. Das Judenthum sei bereits eine gesetzlich anerkannte Religion; man könne ihr also nicht weniger Rechte einräumen, als andere Religionen sie haben. Es wäre doch sonderbar, wenn man z. B. zum Muhammedanismus übertreten könne, aber zum Judenthum nicht. Der Antrag auf Streichung fehre seine directe Spitze gegen das Judenthum; die Regierung halte dagegen an dem Paragraphen entschieden fest, damit die Gleichberechtigung der jüdischen Religion ausdrücklich in dem Gesetze ausgesprochen und jeder Zweifel ausgeschlossen sei. Das Magnatenhaus lehnte sodann den Antrag Zichy's ab, ebenso den weiteren Antrag Zichy's, daß Jemand, der vom Christenthum zum Judenthum übertritt, seine unmündigen Kinder nicht in die neue Religion solle übernehmen können. Sodann wurde die Vorlage als ein Ganzes ohne weitere Debatte angenommen.

Die Protestanten in Kroatien. Der „N. C. L. K.“ wird aus Kroatien berichtet: Der Besuch des Kaisers und Königs Franz Josef I. am 14., 15. und 16. October d. J. in Agram bedeutete für die dortigen Protestanten einen hellen Lichtblick in ihren sonst trüben und schwierigen Verhältnissen; in all dem Druck, dem sie in Folge Mangels einer interconфессионаllen Gesetzgebung ausgesetzt sind; in all dem Haß, den sie von Seiten der römisch-katholischen Mitbürger als Protestanten und als Deutsche erdulden müssen. Die Huldigungsdeputation der Protestanten Kroatiens, bestehend aus dem Presbyterium der Agramer evangelischen Gemeinde, wurde an vierter Stelle, gleich nach dem Clerus der griechisch-nichtunirten Kirche empfangen, während noch vor sieben Jahren (1888), gelegentlich der Anwesenheit des Kronprinzen Rudolf, den Vertretern des Protestantismus eine Stelle unter den „Vereinen und Corporationen“ angewiesen worden war. Zwar mußte dem nationalen Chauvinismus auch bei dieser Gelegenheit ein Opfer gebracht werden; die Anrede an den Kaiser, der selbst nicht kroatisch spricht, mußte kroatisch gehalten werden! Die deutsche Antwort des Kaisers aber war ungemein huldvoll, ja sie zeichnete sich dadurch sogar vor den Antworten aus, welche der katholische und griechisch-nichtunirte Clerus auf seine Anreden erhielt. Der Kaiser besuchte auch die „Christuskirche“, bei welcher Gelegenheit er sich eingehend über die Verhältnisse der Gemeinde erkundigte, die schließlich noch dadurch einen Beweis der kaiserlichen Huld erhielt, daß ihr Pfarrer, Lic. theol. Dr. Kolatschek, zur Hostafel geladen wurde, nach welcher der Kaiser den Pfarrer wieder durch eine Ansprache auszeichnete. Mit um so größerer Befriedigung dürfen die Protestanten Kroatiens auf die Königstage zurückblicken, als diese für sie ohne jeden Mißklang verliefen, während die unter dem gleichen Drucke stehenden Griechisch-Nichtunirten zum Gegenstande von Straßendemonstrationen gemacht wurden, ihnen Kirche und Haus beschädigt, und sogar der als Gast anwesende Patriarch Brankovitch insultirt wurde.

Nekrologisches. Am 11. September starb im Alter von 56 Jahren Kirchenrath Johannes Nagel aus Breslau. — Am 11. October starb im Alter von 92 Jahren zu Baltimore P. Dr. J. G. Morris, ein bekanntes Glied der Generalsynode.